# Mennonitische Volkswarte

Peter S Hildebrand




1936
April

2. Jahrg. Lfd. Nr. 16

Warte=Verlag, Steinbach, Manitoba, Canada

John. Tina Winter

# Mennonitische Volkswarte

Herausgeber und Schriftleiter A. B. Dyck. Monatlich erscheint ein Heft. Bezugspreis: für Canada $ 1.00 pro Jahr, für das Ausland $ 1.25 pro Jahr. Alle Geldanweisungen sind auf den Namen A. B. Dyck auszuschreiben. Bankschecks können nicht angenommen werden. Alle Correspondenz adressiere man: Warte-Verlag,

STEINBACH -- MANITOBA — CANADA

Entered at Steinbach Post Office as second class matter

Inhalt des April-Heftes

Glücksfranz und sein Peter. (Fortsetzung) ........ Gerhard Töws 101
Erinnerungen aus den Jahren 1914 — 1918. (Fortsetzung) J.R. 109
Frühlingsluft. Gedicht ........ H Görz 112
Dostojewsky. Gedicht. ........ Fritz Senn 118
Belauschte Gespräche. 39. Abend ........ Hans Ennen 119
Aus dunkler Zeit. 2 ........ Fritz Eckig 121
Frühling. Gedicht. ........ Pezzo 122
Pastor S. H. N. Gorter (Hierzu Bild) ........ Jacob Thiessen 123
Das Mittagschläfchen ........ A. P. Klassen 124
Gebet ........ N. Unruh 125
Onkel Peters Geschichtenverein ........ 126
Wäa es dee Maun? Gedicht ........ Franz Geell 132
Die Mennoniten in aller Welt ........ 133

# Mennonitische Volkswarte

Herausgegeben und geleitet von A. B. Dyck

Heft 4 April 1936 Jahrg. 2

GERHARD TOEWS / Georg De Brecht /

## Glücksfranz und sein Peter

Erzaehlung

3. Fortsetzung

Langsam ließ er den Kopf wieder auf's Kissen fallen. Dann winkte er Trudel mit dem Finger näher. Sie bückte sich über ihn. Er flüsterte. Seine Worte folgen einander sehr schnell. „Die Mutter war heute hier. Ganz allein. Deine Mutter — weißt? Sag es Barbchen nicht. Es würde sie traurig machen. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Sie ist garnicht tot."

Trudel weinte.

Da war es, als komme ein Erkennen in des Kranken Augen.

„Paul! Trudel! Na seht ihr, jetzt hat es mich auch gepackt. Ja, der Lehrer Neufeld ist nicht besser als alle andern."

Dann schloß er die Augen und lag ganz still. Nur sein Atem kam stoßend. Als er wieder aufblickte, waren die Augen wieder irre.

Die Mutter lag ruhiger, doch erkannte sie die Kinder nicht. Die Geschwister erkannten Trudel und weinten.

Nach einer Woche hatte Trudel weder Eltern noch Geschwister.

Das war eine schreckliche Zeit, als der Würger von Haus zu Haus ging, zuweilen ganze Geschlechter vernichtete.

So stand Trudel am Krankenlager ihrer Eltern und Geschwister.

— — — — —

Auch Maksim Smola starb in dieser Zeit. Auch ihn nahm die Seuche.

Die Zeit wurde nicht besser, sondern immer schlechter:

Zur Pestilenz gesellte sich der Hunger. Wer Brot hatte, war reich, wer nicht hatte, der verhungerte. Im 20. Jahrhundert christlicher Zivilisation aßen Menschen ihresgleichen, um den tötenden Hunger zu stillen. Gutgemästete ..... in aller Herren Länder Regierungen sahen sich das Schauspiel an und schacherten um die Gebeine.

Paul Franz hatte Brot — er war reich in diesem Besitz. Weizen hatte er versteckt. Die Spürhunde der Regierung hatten ihn nicht gesehen. Paul hielt den Weizen für sich und seine Familie. Niemand erhielt Brot oder Mehl von Paul. Noch blieb er sich treu. „Helft euch selber!" Sie konnten aber nicht. Was ging es ihn an?

Bei Gutknechts herrschte der Hunger. Niemand wollte arbeiten. Sie saßen da, alle mager, alle mit verhungertem Aussehen und sprachen von — Essen.

„Wißt ihr noch, wenn wir mal früher vier große Schweine schlachteten?" So sagte David, der damals zuerst das Feuer gesehen.

„Und die Schinken und Würste. Zu Mittag gabs Entenbraten." So redeten sie und schmatzen mit den Lippen über die immer wieder die Zunge leckend fuhr. Sie hatten Hungerbäuche.

Da kam jemand herein.

„Hier teilt es euch ein! Es ist nicht viel — vielleicht bring ich morgen etwas mehr."

Sie ging. Auf dem Tisch blieb ein Brot. Es sah dunkel aus und unappetitlich; denn es war gemischt mit Gerstenschrot. Gierig bissen die Zähne hinein, Augen leuchteten.

„Wenn Franz das wüßte!"

Gutknecht kaute an der Brotrinde ganz langsam, um länger das Gefühl des Essens zu haben.

Seine Frau sagte:

„Sie ist die Einzige, die etwas aus dem Geizhals heraus kriegen kann. Von diesem Brot wird er aber wohl nicht wissen.

— — — — —

Als die Not schier unaushaltbar, kam die Hilfe von Amerika. Die Stellvertreter Satans auf Erden, die sogenannten Kommunisten, ließen es endlich zu, daß Fremde die eigenen Untertanen, denen man Freiheit und Brot versprochen und Hunger und Tod gegeben hatte, vor dem sichereren Untergang retteten.

## 8. Kapitel

Lenin hatte gesagt: Gebt dem Burschuj zwischenein wieder Gelegenheit, etwas Fett anzusetzen, dann später beschneidet dieses. So wurde es auch gemacht. Die Zügel der Sozialisierung wurden nachgelassen — der Burschuj sollte Fett ansetzen.

Auch Paul Franz wollte wieder frisch draufloswirtschaften. Die Zeiten wurden scheinbar besser — scheinbar.

Noch hatte Franz die Hoffnung nicht aufgegeben. Das Toben der Revolution war vorbei, jetzt mußte doch der Aufbau kommen.

Im Vergleich zu seinen Nachbarn war er doch noch Glücksfranz geblieben. Er war nicht ganz ausgeraubt worden. An seinen Gütern hing Paul noch. Jetzt kam die Frage, wie sie schnell vermehren.

Heinrich Wall war während der Banditenzeit von seinem kleinen Gut ins Dorf Waldheim gezogen. Er spekulierte in allerhand Sachen, und manche Leute behaupteten, an ihm sei ein Jude verloren gegangen! Vielleicht bestand diese Behauptung nicht ganz mit Unrecht. Wall war nicht zu wählerisch, wenn es galt zu verdienen.

Heinrich Wall suchte in letzter Zeit Pauls Gesellschaft. Wall hatte Pläne — sichere Pläne. Franz verstand nicht viel von Geschäftssachen außerhalb der Bauernwirtschaft, doch erschienen ihm Walls Pläne verlockend. Er sprach seiner Gewohnheit zuwider mit seiner Frau darüber.

„Warum sollte es nicht gehen? Die Mühle in Waldheim steht schon seit zwei Jahren geschlossen. Laut den jetzigen Gesetzen gehört sie der Regierung. Nun will Wall mit mir zusammen die Mühle von der Regierung pachten. Der Aufbau des Landes beginnt. Wir machen sicher gut und verdienen. Dann kann ich die Wirtschaft wieder heben."

Trudel hatte ihm schweigend zugehört. Ihr gefiel Wall nicht. Er hatte ein unbeständiges Wesen, und seine Augen tanzten beständig umher, als könne er sie nie für eine Minute auf einem Gegenstand ruhen lassen.

„Du weißt ja immer am besten Bescheid Paul, doch dem Wall würde ich nicht zu viel trauen. Warum übernimmt er das Geschäft nicht allein?"

„Er hat nicht genug Geld zum Anfang. Ich habe eine Kleinigkeit. Zusammen könnten wir's machen. Er sagt, er kenne einen Juden, der auf meine Wirtschaftsgebäude noch etwas vorschießt."

„Er will dein Geld, Paul. Bleib du doch bei der Bauerei. Der Mann ist dir fremd. Laß ihn gehen. Dann noch borgen. Du würdest doch sonst nicht auf den Gedanken gekommen sein, von einem Juden Geld zu borgen."

„Ja aber wenn's glückt, wie viel schneller komme ich wieder empor. Ich will es mir noch überlegen. Das Geschäftliche in der Mühle würde übrigens Wall führen. Soviel habe ich ihm gesagt, daß ich die Wirtschaft nicht aufgebe."

Trudel seufzte.

„Hast du noch etwas Näheres von der Auswanderung nach Canada gehört. In den großen Kolonien soll man schon sehr dazu rüsten. Gutknechts haben sich auch einschreiben lassen."

„Die Sache ist nicht für uns. Was sollen wir in dem fremden Lande? Hier ist unser Platz. Hier wollen wir wieder hochkommen. Dort? Knechte sein unser Leben lang."

Sie sagte nichts; doch dachte sie um so stärker:

— Lieber dort Knecht, als hier noch einmal durchmachen, was wir schon durchgemacht haben. —

Paul aber hatte noch nichts gelernt.

Sein Überlegen währte nicht lange.

Wall und Franz pachteten von der Regierung die Mühle zu Waldheim. Der Jude Michailowitsch stand der Sache Pate. Michailowitsch war Kommissar der Verpflegung im Bezirk Sadatschnoje. Er wurde automatisch Geschäftsteilhaber.

Seine Forderung an den Verdienst war bescheiden. Er nahm 40 Prozent. Dafür besorgte er die Erledigung der Schwierigkeiten von seiten der Regierung.

Das Geschäft blühte. Paul Franz wurde selten zur Beratung hinzugezogen, seinen Anteil am Gewinn erhielt er regelmäßig ausbezahlt. Schon dachte er selbstzufrieden, daß er doch der klügste der Dreien sei, weil er ohne etwas zu tun so sicher verdiene.

An einem Augustabend des Jahres 1925 fuhr er noch nach Waldheim, um gewisse Sachen mit Wall zu besprechen. Er stellte seine Pferde bei seinem Bruder Dietrich ein und begab sich dann zur Mühle. Als er sich der Tür des Geschäftszimmers näherte, hörte er lautes Sprechen. Da niemand in der Nähe war, der da hören könnte, fiel es ihm nicht auf, daß Wall und Michailowitsch eigentlich für eine Geschäftsunterhaltung zu laut seien. Schon wollte er die Tür öffnen, als er seinen Namen nennen hörte. Er blieb stehen und horchte.

„Nein Michailowitsch, das ist zu arg," sagte Wall, „bedenke, Franz hat Frau und Kinder. Ihm kostet es das Leben."

„Was heißt, kostet es das Leben? Soll er aufpassen. Denkt der Mistbauer, wir geben ihm das Geld für sein schönes Aussehen. Hat er sich gekümmert um das Geschäft? Laß ihm zahlen. Hat er schönen Verdienst gehabt, laß ihn sitzen für uns drei. Ist er doch der dumme Bauer!"

„Michailowitsch, du weißt, sie schießen ihn tot. Wenn es nur sitzen wäre."

„Sind nicht viele bessere Leute totgeschossen worden? Anders können wir die Sache nicht machen. Deshalb habe ich dir gleich gesagt: find einen, der hernach hinhalten muß; denn für immer kann dies Geschäft doch nicht gehen. Machen sie eine Reinigung von der Partei und kommt einer von die mit Ideen und weg sind wir."

„Wie lange denkst du können wir es noch wagen?"

„Noch bis Neujahr, dann müssen wir verschwinden. Du weißt, was mit die Bücher ist und die Aufträge der Regierung haben wir zur Hälfte ausgeführt und das Geld alles erhalten. Eigentlich sollte ich 60% bekommen. Ohne mich hättest du nichts gemacht."

„Du hast genug, Jud! Aber das mit dem Franz gefällt mir nicht."

„Na, gib ihm noch einen guten Verdienst, dann läßt er was für die Frau und Kinder. Du bist noch zu weich, um in diese Zeit Geschäfte zu

machen.

Franz war nicht ins Geschäftszimmer gegangen. Ganz leise hatte er sich aus dem Staub gebracht. Ihm stand für ein Weilchen der Verstand still. Dann auf dem Rückweg nach Hause brach sich der Bauerntrotz durch. —

So! Ein Mistbauer war er? Dazu hatten sie ihn, den Leichtgläubigen als Teilhaber genommen. So! Sie wollten verduften, und er sollte ausfressen. Man würde sehen.

Trudel konnte ihren Mann in den nächsten Monaten überhaupt nicht mehr verstehen. So geheimnisvoll, so aufgeregt war er noch nie gewesen. Er fuhr auf mehrere Tage fort, sagte nicht, wohin.

Es war Ende November, als er eines Abends, als die Kinder schon schliefen, plötzlich zu ihr sagte:

„Trudel, in drei Tagen fahren wir ab. Wir gehen nach Canada. Sag es keinem Menschen — mein Leben hängt davon ab. Nur Dietrich weiß darum Bescheid. Mach die Kleider zurecht und laß auch die Kinder nichts merken."

Trudel sah ihn sprachlos an. Sie gehorchte.

Einen Besuch machte sie noch: Sie sah zum letzten Mal die Gräber der Lieben auf dem Friedhof zu Waldheim.

Dietrich brachte die Familie seines Bruders zu der entfernten Bahnstation Baidel. Paul kam etwas später. Sein Fuhrmann war ein Russe.

Paul war während der Reise in großer Aufregung und steckte damit auch Frau und Kinder an.

Erst als plötzlich Trudel in Lettland sagte:

„Jetzt kommt mir mein Englisch doch noch zu gut." lebte Paul auf und erzählte seiner Frau teilweise, was ihm gedroht und wie er heimlich die Fahrt vorbereitet und auch die Wirtschaft verkauft habe.

Daß er aber von Wall noch Geld angenommen, nachdem ihm doch bekannt, daß das Mühlengeschäft eine großartig angelegte Betrügerei war, dieses verschwieg er Trudel. Glücksfranz kam ins Ausland mit Geld. Im Verhältnis zu seinen Volks- und Glaubensgenossen, die um diese Zeit nach Canada auswanderten, und die fast alle so arm waren, daß sie ihre eigene Überfahrt nicht bezahlen konnten, und auf Kredit von der Canadischen Schiffsgesellschaft übergebracht wurden, war Paul Franz ein wohlhabender Mann. Ihm hatte es geglückt. Peter war 13 Jahre alt, als er ins Ausland kam.

Etliche Tage nach der Flucht der Familie Franz wurde Wall verhaftet. Ein Kommissar war von der Partei geschickt worden, gewisse Zustände in Sadatschnoje zu untersuchen, besonders auch auf dem Gebiet des Verpflegungskommissars Michailowitsch. Der fremde Genosse hatte Ideen. Er fand erstaunliche Sachen. Doch Michailowitsch mit der seiner Rasse eigenen Schlauheit, verduftete. Wall kam hinter Schloß und Riegel. Das Leben ließ man ihm. Doch mußte er hastig weg, aber nicht nach Canada, sondern in den Norden Rußlands. Er hatte ausspekuliert.

Michailowitsch nahm in Charkow den Namen Gogol - Dikansky an und fand eine recht gute Anstellung im Finanzkommissariat der Stadt Charkow. —

Paul Franz und die Seinen schwammen auf dem Ozean der neuen Heimat zu. Trudel war der Aufbruch zu hastig gekommen, um ihr viel Gedanken zu erlauben. Nun auf dem Schiff eilten ihre Gedanken bald zurück in die alte Heimat, bald voraus in das unbekannte Land. das nun die Heimat ersetzen sollte. Dazwischen aber sah sie ihre Kinder an, und oft dachte sie. was ihnen wohl in der Zukunft beschieden sei. ihnen denen die alte Heimat noch kein festes Gefüge gegeben hatte, die in einer ruhelosen,

aufregenden Zeit ihre Kinderjahre verlebt hatten, deren Kinderaugen Sachen gesehen hatten, die früher nie für möglich gehalten worden wären.

Paul Franz aber war noch einmal dem Schicksal entronnen. Seine Güter waren geschmälert worden. Nur wie durch ein Wunder waren sie nicht ganz vernichtet worden.

Hatte Franz die Sprache des Richters vernommen oder sollte weiteres Gericht folgen, ehe er daran glaubte, daß der Mensch nicht in die Welt gesetzt sei, um nur Reichtümer zu sammeln, die irdisch sind, und sich dabei über den Mitmenschen, seinen Nächsten, im Gefühl eigener Vollkommenheit zu erheben?

Paul Franz sah sich im Geiste schon in Canada auf der Suche nach einer wirtschaftlichen Beschäftigung und Wiederbereicherung. Die Mitreisenden aber, die nicht einmal auf eigene Kosten auswandern konnten, achtete er sehr gering. Sie hatten's bloß nicht verstanden. Er, Paul Franz, hatte es gezeigt, wie man's machen müsse. Mit solchen Gedanken ging er ans Ufer in Canada.

## 9. Kapitel

Die zwei Hauptflüsse der canadischen Provinz Saskatchewan sind der Nord- und der Süd-Saskatchewanfluß.

Ihr Lauf ist nicht in gerader Linie. Sie krümmen sich beide, als suchten sie nach einem Weg der Vereinigung, die ihnen dann auch schließlich osten von der nördlichen Stadt Prince Albert gelingt.

Wenn man von dem südlichsten Punkt des Nord-Saskatchewan direkt in südlicher Richtung fährt dem Süd-Saskatchewan zu, so stößt man etwa zweidrittel Weges auf das Städtchen Dogsville, was in gut deutsch etwa Hundedorf bedeuten würde. Seit der Amerikanisierung der Wiener Würstchen in „hot dog" (Heißer Hund) mußte sich Dogsville es schon gefallen lassen, von jedermann als Hot-dog angesprochen zu werden. Die Sage oder Stadtlegende behauptet, die Verhunzung des guten Hundenamens Dogsville in den schnoddrigfrechen heißen Hund hatte die Stadt einem fahrenden Ritter des Handels zu verdanken. Diese fahrenden Ritter des Handels sind europäische Hausierer in amerikanischer Aufmachung. Etliche ihrer Eigenschaften sind: Frechheit, Dickfelligkeit, eine stets durstige Kehle, ein unerschöpflicher Schatz von sogenannten Anekdoten, die oft schmieriger sind, als die Hand eines Heringsbändigers im Fischladen, nachdem er einer sehr resoluten Hausfrau die fünf größten Heringe aus einem halbvollen Faß hat herausbuddeln müssen. Doch diese fahrenden Leute haben auch sehr gute Eigenschaften; eine davon ist, daß sie die Existenz der Hotels in den kleinen Städten ermöglichen, d. h. wenn sie zahlen. Denn dieser Ritter, dem Dogsville die Verstümmelung des Namens zu verdanken hatte, konnte nicht zahlen. Darauf warf Oswald Schreibmann, der Eigentümer des Victoria Hotels in Dogsville, den verkrachten Ritter auf die Straße. Frank Bradley hatte nun zwar seine Moneten gerade an Schreibmann für Schmuggelwisky ausgegeben, doch das schnitt bei Schreibmann nicht an, und das Resultat war, daß Frank an seinem Fordauto kurbelte. Doch so ein alter Fordmotor war wie manche Menschen sind:

Wenn man will, dann will er nicht — d. h. losgehen, und will man oder kann man nicht — dann will er d. h. Petrol oder Gasolin.

Als nun Frank Bradley kurbelte und neben ihm sich die müßigen Bewohner von Dogsville sammelten und unter sich die Möglichkeit besprachen, daß so ein alter Ford doch noch losgehen könnte, und was dem und jenem in dieser Richtung schon Wunderbares passiert sei, richtete Frank

sich plötzlich kerzengerade, schob sich seinen Hut ins Genick und brüllte:

„Ein ganz verfluchtes Auto, eine ganz verdammte Menge fauler Landstreicher in einer ganz schlechten Stadt. Warum habt ihr das Nest Dogsville genannt, Hot Dog sollte es heißen. Ja Hot Dog, und ihr seid auch alle heiße Hunde und Hundesöhne."

So kam Dogsville zu dem andern Namen. Damit ist die historische Seite von Dogsville erschöpft.

Fünf Getreidespeicher oder Elevatoren hatte die Stadt, so genannt, weil sie sehr hoch gebaut sind, ganz im Gegenteil zu des Bauern Hoffnungen, die, nachdem sein Weizen durch die Hände des Händlers gegangen ist, sehr erniedrigt wurden.

Fünf Elevatoren, das bezeugte, daß die Umgebung Getreideland sei — Weizenfabrik.

Außer Schreibmanns Hotel zierten die einzige Straße von Dogsville, die sich stolz Main Street (Hauptstraße) nannte, zwei Verkaufsläden, eine chinesische Restauration, ein Eisenwarengeschäft, Postamt, Telephonzentrale und etliche Residenzhäuser der Bürger.

Als der Zug vom Norden am 5. Februar 1926 in Dogsville anhielt, entstiegen ihm drei Personen. Der erste war ein glattrasierter langer Herr, dessen harte graue Augen kurzsichtig durch eine Brille mit riesigen Gläsern schauten. Die beiden, die ihm folgten, sind uns bekannt, doch sehen wir sie in Canada zum ersten Mal: Paul Franz und seine Frau Trudel.

Der Mann, dem sie folgten, war weder ein plötzlich in Amerika aufgetauchter Onkel, noch ein in Verkleidung reisender Millionär, sondern ganz einfach ein Geschäftsmann, dem ein „Grüner" mit Geld in die Hände gelaufen war, und der jetzt besagtem Grünen zu einer Farm und sich zu einem netten Verdienst verhelfen wollte. Manche seiner früheren Kunden nannten Mr. Sam Lang einen Landhai. Ob mit Recht oder mit Unrecht, können wir schwer sagen, so viel stand fest:

Manche Farm, die Sam Lang verkauft hatte, kam über kurz oder lang wieder in seinen Besitz, um dann an den ersten Käufer mit Geld wieder verkauft zu werden.

Paul Franz war auf der Suche nach einer Farm. Nach seiner Ankunft in Saskatchewan tat Paul ganz wild. Farmen wollte er und reich werden! Raten ließ er sich auch nicht. Er solle ja vorsichtig sein. Es sei schon mancher mit Geld nach Canada gekommen und habe es durch unvorsichtiges Handeln verloren. Ja, es gab Leute, die behaupteten, solch mitgebrachtes Geld müsse erst verpufft sein, ehe man hierzulande an ein wirkliches Fortkommen denken könne.

Paul lachte sehr zu solchen Reden.

„Trudel, denk dir: meinen die Leute, ich sei ein Wickelkind. Sah es so aus, als ließe ich mich so eins zwei ausnützen damals bei der Geschichte mit Wall und dem Juden? Und schließlich, was denken sich die Leute, werd ich als echter Bauer nicht wissen, was ich tue, wenn ich Land kaufe! Ist denn hier in Canada jeder Farmer ein Professor?"

„Vielleicht hast du doch besser,wenn du auf die Leute hörst, Paul. Das Geld, wenn es erst weg ist, bleibt weg. Du würdest doch nicht als Arbeiter hier anfangen wollen, wie es die andern Einwanderer tun müssen."

„Nein, dazu bin ich nicht hergekommen. Übrigens, wenn die Leute da mit ihren Ratschlägen kommen und Warnungen, so sind sie nur neidisch, daß sie mein Geld nicht haben können."

Nun war Paul und seine Frau mit Sam Lang in Dogsville. Der Zweck der Reise war Farmkauf. Mr. Lang

hatte gerade eine passende Farm, und wenn Mr. Franz etwas anzahlen könne.... Ja das könne er. Na, dann fuhren sie.

Trudel war Dolmetscher. Das Dolmetschen ging nur schwerfällig; denn es ist doch ganz was verschiedenes: so in der Schule einzelne Wörter und Sätze lernen oder dem Redeschwall eines Landhändlers zu folgen. Aber es ging. Vom Zug führte Lang das Ehepaar ins Hotel, wo sie zu Mittag aßen, und wo sie dann noch etwa 1 Stunde warten mußten, in welcher Zeit Lang mit Schreibmann und zwei andern Männern sehr eifrige Flüstergespräche führte. Nachher sagte er, sie würden bald hinausfahren, die Farm zu besehen, sie sei nur 3½ Meilen entfernt.

Paul ging mit seiner Frau hinaus, um sich die Stadt anzusehen. Als sie so langsam auf dem hölzernen Bürgersteig dahin schlenderten, schrie's plötzlich von der andern Seite her:

„Franz! Franz!"

Sie sahen sich erstaunt um. Dies war doch nicht Klein-Glückstal oder Sadatschnoje zur Zeit des Marktes.

Gewiß, mit ausgestreckter Hand und frohen Augen kam Christoph Gutknecht auf sie zu.

„Menschen, seid ihr's?"

Sie begrüßten sich. Paul nicht ganz so stürmisch wie Gutknecht. Trudel freute sich wirklich, den früheren Nachbar von zu Hause hier in der Fremde so plötzlich wiederzusehen.

„Was macht ihr hier? Ich bin hier mit meinem Onkel auf der Landsuche. Ja, der Onkel nahm uns auf, als wir nach Canada kamen. Er ist auch nur arm. Jetzt ist er mitgekommen, damit sie mich nicht übers Ohr hauen und er muß auch für mich sprechen, denn diese Sprache lerne ich nicht, und wenn ich so alt werde, wie der Waldheimsche Hirte, der Stepan."

„Was macht die Familie?" fragte Frau Franz.

„Wo hast du Geld her zum Kaufen?" fragte Paul Franz.

„Die Familie ist gesund. Nur meine Frau hustet. Die Kinder müssen ausschaffen bis wir auf's Eigene ziehen. Geld? Geld habe ich nicht. Ich kaufe auf Borg und zahl mit der halben Ernte ab. Doch wie kommst du her in diese Hundestadt? Ich kann den Namen nicht nachsprechen."

„Ich will auch kaufen. Ich bin hier mit einem Landmakler. Ich habe meine Wirtschaft verkauft und das Geld mitgebracht."

„So?" sagte Gutknecht. Er war schon ein Jahr früher ausgewandert. „So?" sagte er und wurde fast kleiner und magerer, seine Augen verloren den frohen Zug.

„Dann bist du doch der Glücksfranz geblieben. Dann muß ich wohl Mister Franz sagen. Ich hatte übrigens schon gehört, daß ihr in Canada wäret. Was hattet ihr da in Waldheim mit der Mühle vor?"

Franz lachte.

„Der Jude und Wall dachten, sie seien klug. Na, ich war aber klüger. Das ist alles."

„Mr. Franz!"

Vor der Tür des Hotels rief Lang nach seinem Kunden.

„Wir bleiben hier noch über Nacht," sagte Frau Franz.

„Wir auch", erwiderte Gutknecht, „ich hab die Farm schon gesehen, aber noch nicht behandelt."

In einem geräumigen Schlitten fuhren sie auf die Farmschau. Es war eine gute, reichbebaute Farm, die ihnen Lang nach einer Stunde zeigte.

Pauls Augen bekamen einen hungrigen Blick. Seine Frau sah die moderne Einrichtung des Hauses.

„Haben Sie eigene Hilfe?" fragte Lang.

„Ja, einen Sohn und 2 Mädchen. Der Junge ist noch nur 14, doch ist er groß gewachsen."

„Nun dann ist die Farm wie für

Sie geschaffen. Es sind 640 Acker Land hier zwei Mann können sie beschaffen. Der Viehbestand und das Ackergerät wird vollständig geliefert. Sehen Sie sich alles an und in der Stadt können wir verhandeln."

„Lieber nicht, Paul. Die Farm ist zu groß und zu vornehm," sagte Trudel, als sie wieder in der Stadt waren.

„Vom Land konnte man nicht viel sehen. Nur die Stoppel und die standen recht dicht. Ich sah im Garten, nachdem ich den Schnee weggeräumt, nach. Der Boden ist Schwarzerde und das Land ist eben, es sieht unserm Land zu Hause ähnlich. Mir gefällt es."

„Laß es bis zum Frühjahr, Paul!"

„Da versäum ich ein ganzes Jahr. Bedenk doch — ein Jahr! Ich habe so gerechnet:

Er sagt, da seien 600 Acker unter Kultur und davon jährlich etwa 350 Acker in Weizen gewesen. Na nehmen wir mal an 25 Bushel vom Acker — das ist nicht hoch gerechnet, na das sind dann über 8000 Bushel und zu einem Dollar auch nur gerechnet — ich glaub es geht. Du sagtest ja, wenn wir bar anzahlen, läßt er alles wie's geht und fährt für 40 Dollar den Acker."

„Würde es nicht besser sein, wir kauften eine kleine Farm, bezahlten sie ganz und fingen im kleinen an. Wenn die Kinder dann größer werden und Peter nicht Bauer werden will . . ."

„Was? Peter nicht Bauer werden wollen! Was dann? Lernen? Ich werde den Jungen hier anders nehmen. In den letzten Jahren in Rußland hatte ich alle Hände voll. Ehe der Junge 20 Jahre alt ist will er nichts, als sein Lebenlang auf der Farm sitzen. Nein, Mutter, das verstehst du nicht. Und klein anfangen — gibt auch nur Klein-Verdienst."

Doch Trudel antwortete nicht mehr. Ueber ihr Antlitz lief ein Schatten der Enttäuschung.

Diese Unterhaltung hatten sie in ihrem Hotelzimmer.

Sie hörten eben jemand polternd die Treppe heraufkommen. Dann sagte eine Stimme draußen:

„Er sagte 22. Wo ist hier 22?" Es war Gutknechts Stimme. Franz öffnete die Tür.

„Ach, da seid ihr! Ja, richtig nun fällt mir ein, er sagte 32. Hier ist mein Onkel!"

Frau Franz nötigte den Besuch herein.

„Bist auch ein Rußländer?" fragte der Onkel.

„Ja,„ sagte Franz.

„Ist dies deine Frau?"

„Ja."

„Habt ihr keine Kinder?"

„Ja, die sind in Saskatoon bei Bekannten geblieben."

„Wieviel?"

„Was?"

„Wieviel Kinder?"

„Drei."

„Ich hab acht. In diesem Land braucht man viel Kinder, wenn man vorwärts kommen will."

„Dann sind Sie wohl recht weit vorwärts gekommen," mischte sich Trudel ins Gespräch.

„Na, du brauchst mich nicht „Sie" zu nennen. So hoch heraus sind wir nicht. Wir Amerikaner sagen allen du."

„Aber nicht die Engländer!"

„Was weißt du davon?"

„Ja, die nennen jeden „Sie", nur den lieben Gott nicht."

„So! So! Du bist wohl eine von den Gelehrten, was?"

Franz machte seiner Frau Zeichen, das Gespräch abzubrechen. Christoph Gutknecht hielt sich die Hand vor's Gesicht, um sein Lachen zu verbergen, doch schließlich lachte er laut los.

Fortsetzung folgt

# Erinnerungen aus den Jahren 1914 - 1918

Von J. R.

1. Fortsetzung

Unsere erste Reise ging bis Riesa. Ich werde nie den Eindruck vergessen, den wir bekamen, als wir uns dieser Stadt näherten. Sie lag am Abhange eines steilen Berges. Von einer regelrechten Straße war nicht die Rede; denn es war auch unmöglich eine zu machen. Die Häuschen waren wie an die Bergwand hinangeklebt. Es wurde der Ausdruck gebraucht, gerade wie Schwalbennester. Die Häuschen waren in den verschiedensten grellen Farben angestrichen, und alles im Grünen und mit großen Bäumen bestanden. Es war wie in einem Märchenland. Es war eine Bergkette, die sich am Ufer des Schwarzen Meeres entlang zog, und hinter derselben eine zweite, aber schon eine höhere. Dieselbe war auch mit Bäumen bestanden bis an den Gipfeln. Dann folgte eine dritte und auch vierte, aber immer rauher und zerklüfteter, und weniger Vegetation. Dann aber konnten wir bemerken, daß auf den folgenden schon keine Bäume mehr waren, sondern kahl und majestätisch ragten sie in die Höhe.

Nicht lange konnten wir uns der Betrachtung der Natur hingeben; denn am Ufer wurden Barkassen mit Verwundeten und Kranken geladen, die für unser Schiff bestimmt waren. Da diese Stadt keinen Hafen hatte, so waren wir gezwungen gewesen, ziemlich weit ab von der Stadt den Anker zu werfen, und die Barkassen (große, flache Kähne) wurden mit kleinen Dampfern bis zu unserem Schiffe im Schlepptau gebracht. Es waren mehr Kranke als Verwundete, und besonders die Skorbut-Krankheit (Zahnfleischschwund) war sehr stark vertreten. Doch war auch Typhus mehr oder weniger. So daß die meisten Kranken allein konnten aufs Schiff kommen ohne viel Hilfe. Dann waren aber auch die Schwerverwundeten, die auf der Tragbahre schwer lagen. Diese die schmale Treppe bis aufs Schiff zu tragen, war eine sehr schwere Arbeit und besonders, da das Schiff auf offener See nicht ganz still liegen konnte.

Es war ein anstrengender Tag, aber ehe es ganz dunkel war, konnten wir wieder den Anker lichten und uns auf unsere Reise nach Batum begeben. Da kamen wir denn auch nächsten Morgen mit Gottes Hilfe glücklich an. Wo dann auch gleich die Verwundeten ausgeladen wurden. Somit war unsere erste Reise glücklich abgelaufen. Aber es sollte nicht immer so bleiben; denn es war Krieg. Das Schiff wurde gereinigt und das Fehlende frisch ersetzt, und nach etlichen Tagen gingen wir wieder frisch in See.

Auch dieses Mal gingen wir wieder bis Riesa. Jedoch hatten wir dieses Mal noch nicht sehr viel Verwundete an Bord, als man bei dem Vorstand des Schiffes eine außergewöhnliche Aufregung merkte. Es wurde auch bald kund, was eigentlich die Ursache dieser Aufregung war. Auf dem offenen Meere konnten wir einige Fischerboote sehen, die aber russische Wachtboote waren. Diese hatten nun signalisiert, daß sie zwei feindliche Unterseeboote bemerkt, die die Richtung nach Riesa genommen hätten. Die Verladung der Verwundeten stockte ganz, und man wußte nicht, was man tun sollte. Wir hatten nichts zum Schutze, und man wartete mit Ungeduld auf den Abend. Wie nur eben die Sonne dem Untergange nahe war, wurde der Anker gelichtet und wir nahmen Kurs ins offene Meer. Da bei Dunkel die U-Boote nicht ar-

beiten können, so wurde mit besonderem Volldampf die Richtung nach Batum eingeschlagen, und nächsten Morgen kamen wir auch schon bei hohem Sonnenschein in Batum an. Somit hatte uns Gott auch wieder diesesmal beschützt.

Man tröstete sich damit, daß die U-Boote jedenfalls doch das Rote Kreuz respektieren. Einige Tage später ging es wieder los und diesmal bis Trapezunt. Diese Stadt soll eine von den ältesten biblischen Städten sein, jedoch ist mir der Name derselben entfallen. Wie wir bis zu dieser Stadt kamen, sahen wir noch den Rauch von etlichen Trümmern in die Luft steigen. Sie war nur den Tag zuvor von den Russen eingenommen. Hier war das Gelände schon nicht mehr so romantisch wie vorher bei Riesa. Es war auch Gebirge, jedoch mehr flaches, und es fehlte der gute Baumwuchs.

Auch hier war kein regelrechter Hafen, und wir waren wieder gezwungen, mehr in dem offenen Wasser den Anker zu werfen. Uns wurde die Erlaubnis erteilt, etwas in die Stadt zu gehen, um dieselbe zu besehen. Man konnte sich somit mehr eine klare Vorstellung machen, wie so eine alte orientalische Stadt aussieht. Außer einigen alten Trümmern war die Stadt unversehrt, und einige Handlungen wurden voll betrieben, wenn es auch nach unserem europäischen Begriff nur sehr im kleinen war. Wir kauften uns einige Kleinigkeiten zur Erinnerung an unsere Reise in die Türkei.

Da wir auf dem Schiffe nicht die Vorrichtung hatten, so einer großen Anzahl von Verwundeten und Kranken das nötige Essen zu geben, mußten die Hospitäler am Ufer diese erst mit Essen versorgen, so daß wir erst immer ganz gegen Abend die Einschiffung begannen. Ohne Zwischenfall ging dieselbe von statten, und am nächsten Morgen waren wir wieder zuhause in Batum. Hier wurden die Kranken verteilt, die, welche gleich nötig ärztliche Hilfe brauchten, wurden in die Hospitäler abgeliefert, und die andern kamen gleich auf Züge und wurden weiter ins Land transportiert.

Unsere vierte Reise folgte bald darauf. Wir waren wieder in Trapezunt im Hafen. Im Hafen waren noch zwei andere Schiffe. Eines lud Militär aus, und das andere hatte Schlachtvieh und anderen Proviant. Es standen auch noch andere Schiffe da, doch man konnte aber nicht sagen, zu welchem Zwecke. Wir waren beschäftigt mit der Annahme der Kranken. Da mit einmal sehen wir, daß einige Schiffe sich schnell zur Abfahrt rüsten. Auch das Schiff mit Proviant hört auf auszuladen, und trotzdem wir sehen, daß noch Vieh und andere Sachen fertig auf dem Verdeck stehen, um ausgeladen zu werden, wendet das Schiff den Kiel und steuert in das offene Meer. Auch bei uns wird das Einladen aufgehört, trotzdem unsere Ladung noch lange nicht voll war, und wir gehen zurück.

Was ist die Ursache? Sie wird geheim gehalten, um nicht eine Panik zu verursachen. Aber es sickert doch durch, daß die zwei deutschen Kreuzer, Göben und Breslau, ihre Richtung nach Batum eingeschlagen haben. Deshalb der schnelle Aufbruch. Wir fahren in die Nacht hinein. Selbstverständlich ohne Licht, um uns nicht dem Feinde zu verraten. Als der Morgen graut, sehen wir, daß wir eine ziemliche Wache hatten, bestehend aus vier leichten Kreuzern, einer vorne, auf jeder Seite einer und einer hinten, und vier kleine U-Bootzerstörer jagen hin und zurück bei unserm Schiffe und mehrere Flugzeuge kreisen um unser Schiff. Man hatte diese Wache geschickt, um uns im Notfalle zu beschützen, aber da tauchte auch schon Batum vor unserm Auge auf, und da Batum auch noch

eine sehr gute Festung hatte mit sehr starken Geschützen, so kamen wir diesmal wieder glücklich dort an. Hier wurde uns gesagt, daß Noworossijsk und auch Potie und Sochie von diesen feindlichen Kreuzern sehr beschossen worden seien.

Nun, wir waren dieses Mal wieder glücklich bis Batum gekommen. Aber nach etlichen Tagen hieß es wieder fahren. Jedoch als die Zeit unserer Abfahrt kam, wurde dieselbe verschoben. Unser Schiff war unter Volldampf und jeden Augenblick sollten oder konnten wir in See gehen. Da uns die Abfahrt schon nichts Neues mehr war, so legten wir uns zu gewöhnlicher Stunde zur Ruhe, uns dem Schutze des Allerhöchsten empfehlend. Am nächsten Morgen, als wir erwachten, wunderten wir uns, was eigentlich die Ursache sei, daß wir das Stampfen der Maschine nicht verspürten. Als wir aufs Verdeck kamen, sahen wir, daß wir noch immer in Batum waren. Es löste sich das Rätsel. In der Zeit, da die Portugal unterging, hatte man noch ein kleines Passagierschiff eingerichtet, um es im Notfalle zum Verwundetentransport zu gebrauchen. Dieses Schiff war nun fertig gestellt und war statt unser geschickt worden.

Es war noch nur so bei 9 Uhr morgens, als die Nachricht eintraf, daß dieses Schiff von einem U-Boot gerammt und untergegangen sei. Um zehn Uhr waren schon die Schiffbrüchigen von diesem Schiffe auf unserem Schiff zur Verpflegung. Es war nur ein kleineres Schiff und auf dem Wege nach Trapezunt abgefangen und vernichtet worden. Das ganze Personal, bestehend aus 35 Mann, hatte sich gerettet. Aber somit war es das zweite Schiff vom Roten Kreuze, das vom Feinde zerstört wurde.

Nun war kein Zweifel mehr, daß das Rote Kreuz vom Feinde nicht verschont wird, und wir bekamen Order, nicht mehr mit unserm Schiffe zu fahren. Da aber in Trapezunt viele Kranke und Verwundete waren, die da mußten transportiert werden, so wurde ein gewöhnliches Transportschiff für diesen Zweck bestimmt. Nun sollten aber von unseren Sanitätern mitfahren, um zu helfen. Zehn Mann wurden verlangt. Unser ganzes Kommando wurde auf Deck gerufen, und es hieß: Freiwillige heraus. Etliche traten freiwillig heraus, aber dann wurden noch etliche Namen genannt und die Zahl war voll.

Am Abend ging dann dieser Frachtdampfer ab in Begleitung von einem Kreuzer. Wir hatten diesmal sehr viele Verwundete an Bord und keine Einrichtung. Die Schwerverwundeten lagen auf ihren Tragbahren gerade so auf dem Verdeck. Es war fast nicht möglich, dieselben des Nachts warm zu halten. Ich hatte gerade die Nachtwache bei einer großen Anzahl Verwundeter auf dem Deck, und vielen mußten auch noch frische Verbände angelegt werden, und Licht durfte keines gemacht werden. O wie sah man da so viel Elend und doch nur so wenig Hilfe. Denn nur ein Arzt und zehn Mann Sanitäter und etwa 1500, die Hilfe haben wollten. Unwillkürlich kam der Gedanke, wozu all dieses Elend, wozu der Krieg. Wem nützt dies Blutvergießen? Zudem hatten wir eine große Anzahl gefangener Türken, mit denen man kein Wort sprechen konnte, dazu waren sie noch verwundet. Als wir zurück bis Batum kamen, war schon ein zweites Frachtschiff unterwegs, um mehr zu holen. Auf dem ersten waren nur unsere zehn Sanitäter und ein fremder Arzt. Jetzt aber hatte man schon Aerzte von unserem Personal genommen und auch Schwestern.

Unser Schiff Aequator war in dieser Zeit schon in das Dock gebracht worden, wo es ein ganz neues Kleid bekommen sollte. D. h. die Farbe des Roten Kreuzes sollte verschwinden,

und die graue Kriegsfarbe sollte weiterhin sein Kleid sein. Bis jetzt war die Farbe weiß gewesen mit einem roten Streifen an der vollen Länge des Rumpfes und große rote Kreuze an den Schornsteinen an jeder Seite, so daß schon von großer Entfernung zu sehen war, welchem Zwecke dieses Schiff diente.

Noch eine Begebenheit möchte ich erwähnen, die im Hafen passierte, ehe wir in das Dock gebracht wurden. Es war an einem Sonntage. Ich laß gerade in unserem Eßsaal und schrieb einen Brief an meine Frau in der Heimat. Ich war ganz allein in demselben; denn etliche von meinen Kameraden waren in die Stadt gegangen, und andere waren auf dem Verdeck. Da, plötzlich ein fürchterlicher Knall. Und gleich darauf ein Rennen und Hasten auf dem Verdeck. Ich stürzte auch hinaus, da sah ich, daß unser Schiff in Flammen stand. Und die Ursache? Ein Flugzeug hatte über dem Hafen gekreist. Der Führer desselben hatte durch irgend eine Ursache die Kontrolle verloren, und es kam nun wie ein angeschossener Vogel mit lahmen Flügeln direkt auf unser Schiff. Durch den Aufschlag auf unser Schiff war der Benzinbehälter explodiert und daher nun das Feuer. Wir standen ziemlich weit ab vom Ufer, so daß ein Retten, wenn nötig, nicht so leicht möglich war. Deshalb auch so ein Hasten, und etliche waren kopflos. In kurzer Zeit waren aber zwei kleine Dampfer mit Löschvorrichtungen da, Wasser war genügend im Meer, so war der Brand in kurzer Zeit gelöscht. Nun konnte man das Unglück aus der Nähe betrachten. Zwei verkohlte Leichen, etliche Teile des Flugzeugs und ein Teil des Schiffes beschädigt. Diese Reparatur wurde gleichzeitig vorgenommen, während unser Schiff im Dock stand.

Fortsetzung folgt

---

## Fruehlingslust | Von G. GOERZ

Wenn der Frühling erwacht,
Wenn alles rings lacht,
Wer wollte dann weinen und klagen!
Wenn ergrünen die Höh'n,
Wenn Blumen rings blüh'n,
Wer wollte mit Sorgen sich plagen!

Wenn der Sonnenschein blinkt,
Leuchtend die Ferne winkt,
Wer bleibt dann im Hause noch gerne!
Greif zum Wanderstab,
Dann bergauf und bergab
Wandre fröhlich hinaus in die Ferne!

Denn die Welt ist so schön,
Man kann satt sich nicht sehn
An dem Sprießen und Wachsen und Blühen!
Und das Herz ist voll Lust,
Und so weit ist die Brust,
Wo sind alle die Sorgen und Mühen!

# Erinnerungen aus Lechfeld

Von P. Heese

An den Namen Lechfeld knüpfen sich bereits viele Jahrhunderte lang die mannigfaltigsten Erinnerungen. Das ganze deutsche Volk gedenkt seiner als Ortes, wo viele Jahrhunderte zurück ein deutscher Kaiser die mordenden, brennenden und raubenden Scharen der wilden Ungarn so entscheidend schlug, daß sie seitdem nie mehr deutschen Boden in feindlicher Absicht betreten haben.

Dann, schon viel später, wurde Lechfeld der Übungsplatz der bayerischen Artillerie. Auf dem ebenen Felde entstanden Kasernen für die Soldaten, Offizierswohnungen, Stallungen für die Pferde und eine Unmenge anderer Gebäude militärischen Charakters. Viele Tausende junger Männer erhielten hier ihre militärische Ausbildung und nahmen nach Beendigung ihrer Dienstzeit ebenfalls eine Unmenge angenehmer, nicht selten auch unangenehmer Erinnerungen mit sich.

Aber auch in Frankreich und Nord-Afrika leben noch einige bereits sehr alte Leute, die Lechfeld in Erinnerung haben; denn hier weilten sie in Kriegsgefangenschaft bis der deutsch-französische Krieg 1870 — 71 zum Abschluß kam.

Lechfeld wurde wieder Übungsplatz, um aber nach 44 Jahren wieder unzählige Gefangene aufzunehmen. Dieses Mal aber waren es außer den Franzosen auch Engländer, Italiener und sehr viele Russen. Auch sie haben Erinnerungen mit sich genommen, wahrscheinlich aber schlechtere als ihre Vorgänger; denn das Ringen der Völker dauerte zu lange und in dem sie beherbergenden Lande wurde die wirtschaftliche Lage sehr schwer.

Nach dem Kriege zerstreuten sich die Gefangenen nach allen Himmelsrichtungen, und eine internationale Kommission ließ alle Gebäude, die rein militärischen Zwecken dienen konnten, bis auf den Grund zerstören. Es blieben nur die Kasernen und Wohnungen.

Im Lager wurde es unheimlich leer, doch nur für kurze Zeit. Es begann sich wieder zu füllen, doch dieses Mal waren es keine Männer in Uniform, sondern Alte und Junge, Männlein und Weiblein. Alle sprachen sie deutsch, und alle trugen ein und denselben Stempel im Gesicht: den Stempel, den langes, schweres Leiden dem Menschen auf das Gesicht drückt. Es waren ausgewiesene Deutsche aus Elsaß - Lothringen und Polen, Rückwanderer und Flüchtlinge aus Rußland. Sie alle erhielten hier von der deutschen Regierung ein unendgeltliches Obdach und freie Verpflegung bis sich für jeden von ihnen ein Weg zum selbständigen Leben öffnete.

Die Mehrheit dieser Ankömmlinge waren Lutheraner, auch einige Katholiken; die Minderheit aber bestand aus Baptisten, Sabbatern, Templern und Mennoniten beider Richtungen. Nur die wenigsten der Minderheit waren Reichsdeutsche, ihre große Mehrheit bestand aus Personen, die unter Einsatz ihres Lebens ohne Genehmigung der russischen Regierung über die Grenze geflüchtet waren. Im polnischen Kerker, oder unter polnischer Aufsicht fristeten sie in Polen ein schweres Dasein, bis der Weg nach Deutschland endlich frei wurde.

Die „Deutsche Mennoniten Hilfe" (kurz D. M. H. weiterhin) und der „Baptistenbund" nahmen sich dieser Flüchtlinge an, erlangten die Einreiseerlaubnis der deutschen Regierung, bezahlten die Fahrt durch Polen und

Deutschland u. s. w. Um dem deutschen Volke nicht zur Last zu fallen, pachtete die D. M. H. einen Teil des Lechfeldes, um darauf eine selbständige Wirtschaftseinheit zu gründen, die mit dem Ertrage des Bodens und den einlaufenden Spenden, hauptsächlich aus Deutschland und Amerika, den Flüchtlingen ein gesichertes Auskommen bieten könnte.

Die D. M. H. pachtete von der Regierung einige Hundert Acker des großen Schießplatzes, einige unzerstörte Gebäude des Lagers und Flugplatzes und die ersten 25 Kasernen-Baracken, davon entfielen aber circa 50 auf den Isolationspunkt, wo ein jeder Neuankömmling fast zwei Wochen zu verbringen hatte, bis er frei von allen ansteckenden Krankheiten und Ungeziefer, seinen richtigen Wohnplatz beziehen durfte. In diesem Teile des Lagers fanden auch die vielen Hunderte eine vorläufige Unterkunft, die während der großen Auswanderung verschiedener Augenleiden halber zurückgestellt worden waren.

Die Baracken waren lange, einstöckige Gebäude, die durch einen schmalen Durchgang in zwei selbständige Teile geteilt wurden. Zu beiden Seiten lagen zwei große Räume, jeder Raum konnte gut 50 — 60 Personen beherbergen. An beiden Enden der Baracken waren je ein kleines Zimmer für den Unteroffizier. Der Fußboden war von Asphalt, die Fensterchen mindestens 5 Fuß über dem Fußboden. In den größeren Zimmern waren die größeren Familien, in den Endstuben die kleineren und ein Teil der Junggesellen untergebracht worden.

Im reichsdeutschen Teile des Lagers begann das Leben um 7 Uhr morgens mit Verteilung des Brotes für den ganzen Tag und des Frühstücks. Bei der D. M. H. eine Stunde früher. Um 11 Uhr war Verteilung des Mittagessens und um 5 Uhr des Abendbrots. Außer diesen fixierten Verteilungen gab es periodisch noch weitere, solche für Kohle, Milch, Wäsche, die immer rechtzeitig mit Kreide auf schwarzen Tafeln gemeldet wurden.

Das Essen war genügend und kräftig, aber etwas eintönig. Meistens gab es Kartoffeln, Bohnen und Reis. Fleisch aber gab es höchstens einmal wöchentlich und das in solch kleinen Portionen, daß man dieselbe mit einem einmaligen Oeffnen des Mundes auf Nimmerwiedersehen verschwinden lassen konnte. Nur ein einziger der Flüchtlinge genoß eine bevorzugte Stellung, da er gute Beziehungen mit der Küche unterhielt und alles bekam, was übrig blieb. Um den Überschuß größer zu machen, verbreitete er im Lager das Gerücht, daß das Fleisch von brasilianischen Affen stamme. Viele glaubten an dies Märchen und verzichteten auf ihr Portiönchen.

Außer obenerwähnten Produkten gab es noch viel andere, die vom deutschen Volke mit dem Zunamen „Kunst“ oder „Ersatz“ betitelt wurden, alle diese Sachen hatten während des Krieges in Deutschland wohl allgemeine Verbreitung, aber nicht Beliebtheit gefunden. So bestand das graue Brot aus einem Gemisch von Roggen, Gerste, Knochenmehl u.s.w.; dann gab es nur Margarine statt Butter, übrigens sehr guter Qualität; Kunst-Honig ebenfalls nicht schlecht; die Bestandteile des Kaffees konnte ich nicht ergründen, die Farbe aber war nicht schlecht, der Geschmack aber doch besser als der russische echt chinesische Tee aus trockenen Apfelblättern. Statt Kakao kochten wir die Schallen der Cacaobohnen und statt Zucker gebrauchten wir das Sakcharin das man aus dem Rauch der Kohlen gewinnen kann. Nur an die Kunstseife konnten wir uns nicht gewöhnen;

denn ein jeder x-beliebige Kieselstein würde einen besseren Effekt haben, besonders wenn noch etwas Sand beigemischt worden wäre.

Es gibt ja immer Unzufriedene und Nörgler; so auch in Lechfeld. Dieselben behaupteten, daß die drei Buchstaben D. M. H. eigentlich „Du Mußt Hungern" bedeuten. Die Leute sollten sich eigentlich schämen; denn gehungert hat im Lager niemand und die Kost der Flüchtlinge war reichlicher und kräftiger als das Essen vieler Millionen der Einheimischen.

Mit der Bekleidung war es nicht so gut bestellt; übrigens hatten auch die meisten der Flüchtlinge so viel eigene Kleider mitgebracht, daß sie sich alle, wenn auch nicht modern,aber auf jeden Fall anständig kleiden konnten. Für die hin und wieder eintretende Notwendigkeit von Reparaturen an der Bekleidung, standen den Flüchtlingen für ein kleines Entgelt ein Schneider und eine sehr guteingerichtete Schusterwerkstatt zur Verfügung.

Den mit der Zeit doch eintretenden Mangel an Kleidern versuchte die Regierung damit zu beseitigen, daß sie eine größere Menge Männeranzüge spendete. Der Einkaufspreis für dieselben belief sich auf 10,000 Mark (der Dollar kostete dieselbe Zeit 20,000). Für die Frauen und Kinder existierte ein sehr großes Lager gespendeter Kleider und Wäsche, hauptsächlich aus Amerika, und die waren nicht selten sehr guter Beschaffenheit. Die Verteilung dieser Sachen geschah laut speziellen schriftlichen Verfügungen des Verwalters und Inspektors Herrn Philip Hege. Dieser ging aber sehr haushälterisch damit um, da die Spenden nachließen, die Zahl der Flüchtlinge aber allmählig stieg und die Lage in Rußland sich verschlimmerte.

Die Arbeiten begannen in der Wirtschaft um 7 Uhr morgens. In diesem Augenblicke mußten alle Arbeiter an Ort und Stelle sein; denn dann kam Herr Gebhart, des Inspektors rechte Hand, und verteilte alle Arbeiten an die verschiedenen Gruppen unter Führung eines Vorarbeiters. Sogleich begab sich jede Gruppe an ihren Arbeitsplatz. In meiner Zeit waren die Arbeiter alle aus dem Mennonitenviertel. Im Sommer 1923 waren aber bereits so viele nach Amerika abgewandert, daß man die Kräfte schon aus dem anderen Teile des Lagers nehmen mußte.

Die Arbeit war durchweg nicht schwer, und der Tageslohn betrug seit Januar 1923 in Bargeld 3,000 Mark (der Dollar kostete zu der Zeit circa 20,000 Mark). Später stieg er wohl, hielt aber nicht Schritt mit dem Dollar. Im Herbste 1922 wurde aber der Lohn so knapp bemessen, daß die Arbeiter zu dem verwerflichen Mittel des Streiks griffen. Die Angelegenheit wurde übrigens noch an demselben Abende beigelegt, da die Mehrheit es einsah, daß es unmöglich war, normale Löhne zu zahlen und einige Hunderte Flüchtlinge unentgeltlich zu füttern und außerdem noch einen großen Teil der Kartoffel- und Getreideernte der Regierung zu niedrigen festgesetzten Preisen abzutreten.

Die Wirtschaft war nach deutschem Maßstabe groß, es gab Pferde, Ochsen, Kühe, Schweine, 3 Traktors und alle notwendigen landwirtschaftlichen Maschinen. Die meisten dieser Sachen waren von süd-deutschen Mennoniten gespendet worden, größtenteils von Herrn Lichti, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt.

Im Sommer 1923 sah ich in Lechfeld sechs Fuß hohen Roggen, der mit Linsen (Wicken) zusammen wuchs, dann ein prachtvolles Feld der besten Wintergerste, einen großen Gemüsegarten und ein Feld Kartoffeln, das für das ganze Lager, also über 1000 Personen, bestimmt war.

Der Boden ist aber sehr schlecht. Der Untergrund besteht aus einer sehr dicken Schicht Kieselsteine, die nur von einer sehr dünnen Schicht magerer Erde bedeckt ist. Als Illustration möchte ich nur anführen, daß ich noch mit einem Gefährten ein Grab für ein ganz kleines Kind graben sollte. Dasselbe sollte 6 Fuß tief sein und an der Sohle nur Platz für den kleinen Sarg lassen. Nach vielen Stunden harter Arbeit war das Grab fertig, die Grube war aber an der Oberfläche mindestens 10 Fuß breit geworden, da immer neue Massen der Kiesensteine herabstürzten. — Als die D. M. H. mit dem Getreidebau beginnen wollten, lachten die einheimischen Bauern darüber und sagten, daß sie bereits über 1000 Jahre auf dem Lechfelde lebten und nie hätten Getreidebau betreiben können, da der Boden zu mager sei. Mit drei Arten Kunstdünger, der mit Händen ausgestreut oder mit Maschinen eingedrillt wurde, machte die D. M. H. das Unmögliche möglich und erzielte sehr gute Ernten. Der Preis des Düngers beträgt circa 30 Prozent des Wertes einer guten Mittelernte. Sehr gut beeinflußten übrigens auch das üppige Wachstum die häufigen Regen, die fast zweimal wöchentlich niedergingen.

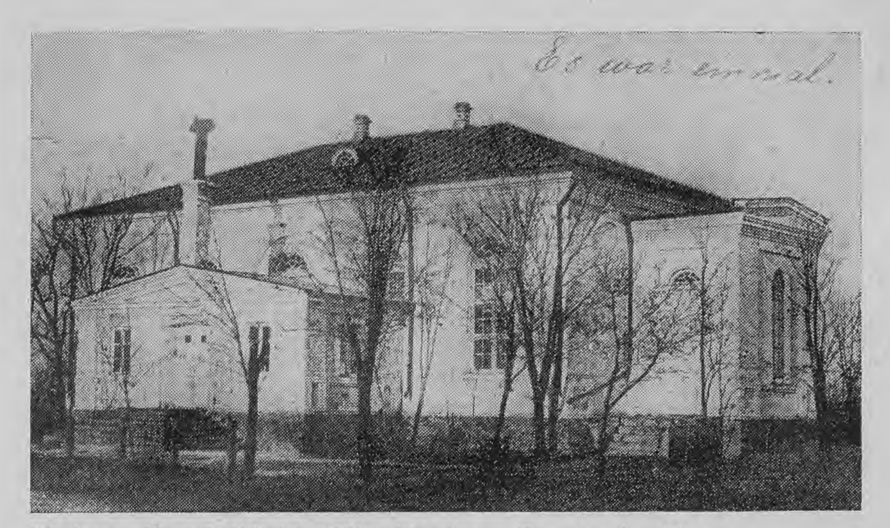
Außer der Arbeit in der Wirtschaft der D. M. H. konnten die Flüchtlinge übrigens auch noch einen Nebenverdienst haben. Das ganze Lechfeld ist hunderte Jahre lang der Schießplatz der bayerischen Artillerie gewesen und infolgedessen sind ja ungeheure Mengen von Eisen, Blei und Kupfer auf dem Felde verstreut. Jeden Morgen wanderten Hunderte von Flüchtlingen, hauptsächlich Frauen und Kinder, auf das Feld, um mit kurzen Kartoffelhacken aus der Erde hauptsächlich Blei und Kupfer zu hacken und zu sammeln. Aber auch einige Männer widmeten sich diesem Sporte, doch sie gingen hauptsächlich auf mehr edles Wild: ausgerüstet mit langen Eisenstangen, Spaten und Handwagen suchten sie nach nicht explodierten Geschossen, die nicht selten einige Hundert Pfund wogen.

Dieser Sport war aber nicht ganz ungefährlich, ein zufälliger Schlag auf den Zünder konnte das Geschoß zum Explodieren bringen. Die Regel in solchen Fällen war, daß blinde Geschosse mitgenommen werden konnten, die anderen aber im Felde aufgestellt werden mußten und später von einem Unternehmer gesammelt und entfernt wurden. Zu meiner Zeit verloren zwei Knaben das Leben beim Entfernen eines Zünders, und etwas früher war ein Erwachsener getötet und sein Freund zum lebenslänglichen Krüppel gemacht worden.

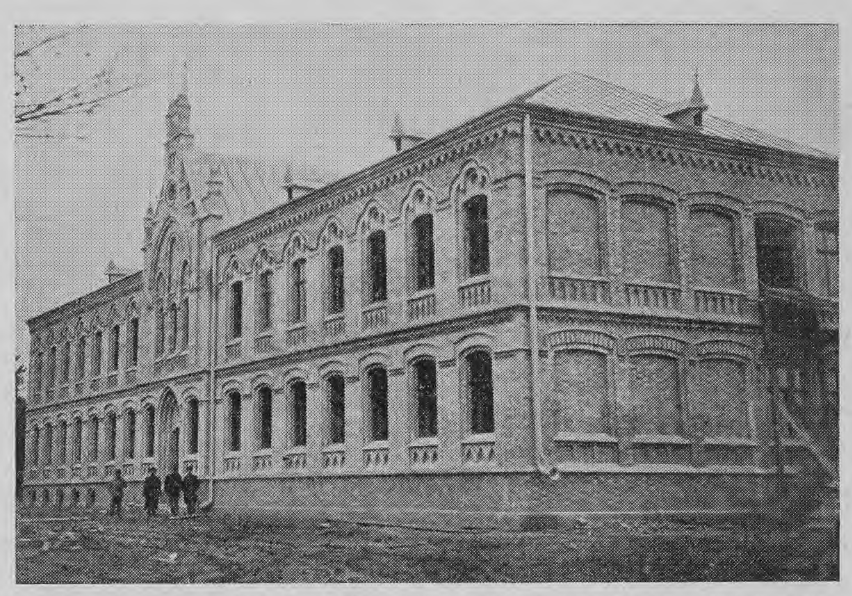
Die D. M. H. sah es ungern, wenn ihre Schützlinge auf dem Kugelfelde arbeiteten, und auch nur wenige Mennoniten haben sich dort beschäftigt und das auch nur während der Wintermonate.

Einen weiteren Nebenverdienst konnten die Flüchtlinge haben, wenn sie Näharbeiten einer christlichen Organisation übernahmen, oder ihre Töchter in einer speziell eingerichteten Nähstube arbeiten ließen. Die Preise für alle fertigen Wäschestücke waren so niedrig bemessen, daß ein jeder die Möglichkeit hatte, seinen Wäschebestand aufzubessern. Mir z. B. gelang es, für einen kanadischen Dollar sieben Wäschestücke zu kaufen.

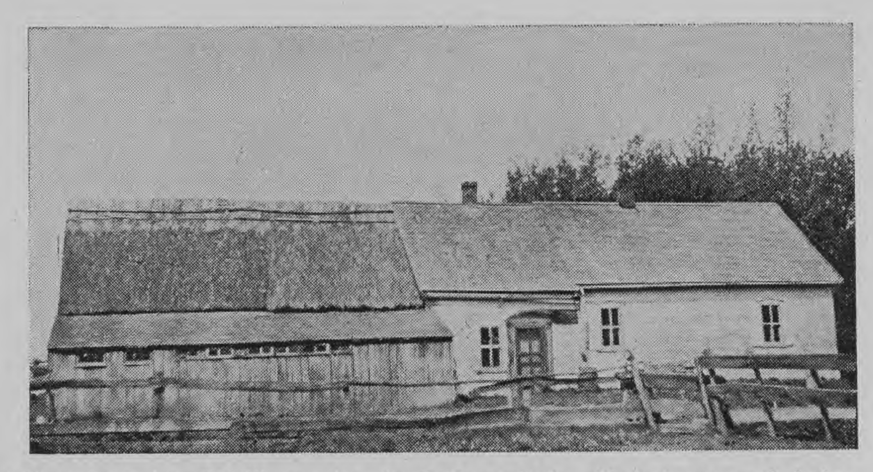
Die Oberleitung des mennonitischen Teiles des Lagers lag, wie bereits erwähnt, in den Händen der Deutschen Mennoniten Hilfe, der sich der Baptistenbund angeschlossen hatte. Die Geschichte der Entstehung der D. M. H. und ihrer Organisation ist mir unbekannt, will also nur diejenigen Glieder erwähnen, die das Lager besucht und das größte Interesse gezeigt haben. Zu erwähnen ist der ehr-



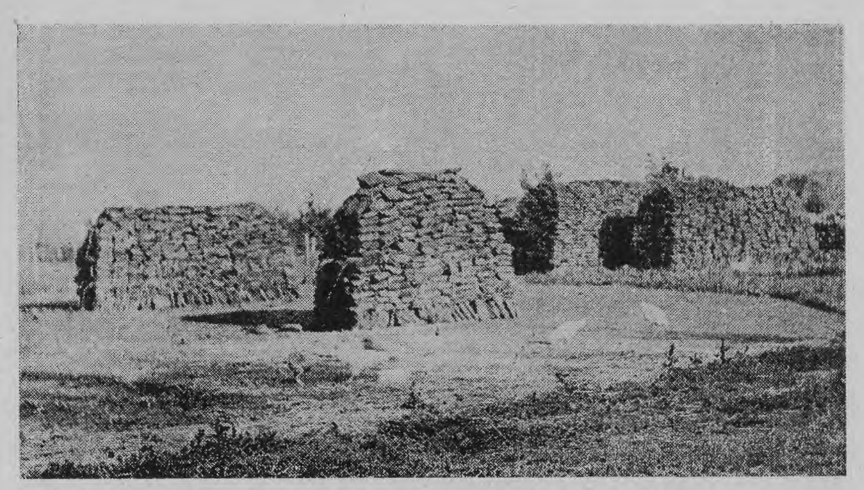

Kirche zu Neu-Halbstadt, Südrußland. — Es war einmal. —



Nikolaipoler Zentralschule, Südrußland. Die 5 Dörfer der Nikolaipoler Wolost bauten in Gemeinschaft mit den umliegenden Gutsbesitzern im Jahre 1906 dieses stattliche Gebäude. Es enthielt neben den Klassenräumen und anderen Zimmern für Unterrichtszwecke und dem großen Saal auch ein Internat für die Schüler mit allen erforderlichen Wirtschaftsräumen. 4 schöne Lehrerwohnungen und eine Wohnung für den Hausvater gehörten zur Schule.



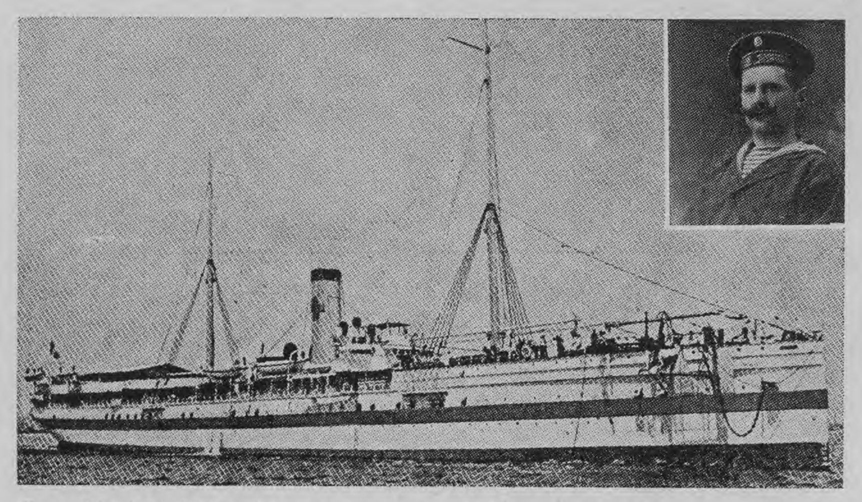
Farmhaus der Alt-Mennoniten in Südmanitoba. Auch heute noch stehen viele dieser ersten Häuser, wie sie in den ersten Jahren der Besiedlung der „Westreserve" aufgeführt wurden. Die ganze innere Einrichtung des Wohnhauses wie auch des Stalls und der Scheune ist eine verkleinerte Wiederholung einer mennonitischen „Wirtschaft" in Rußland.



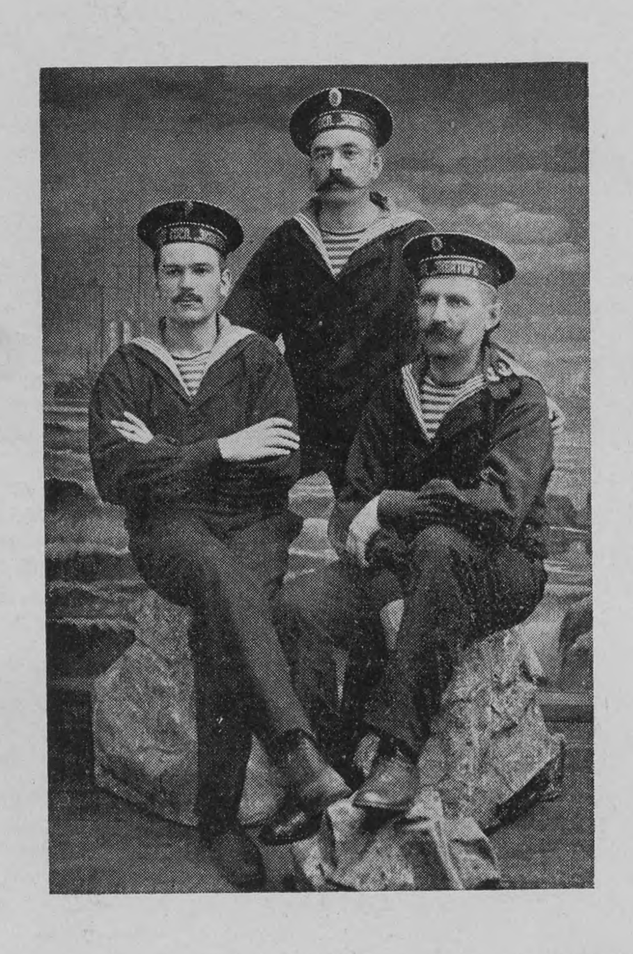
„Brennmist". Die mennonitische „Westreserve" in Manitoba hat nicht „Busch" und daher sind die Mennoniten von jeher dazu gezwungen gewesen, für billige „Brennung" zu sorgen. Ein beliebtes Heizmaterial ist der „Brennmist", eine aus Pferde- und Kuhmist hergestellte Feuerung, der in „Soden" geschnitten und an der Sonne getrocknet wird. Heute, infolge der hohen Kohlenpreise, wird wieder mehr Brennmist gemacht als einige Jahre zurück.



Privatschule der Alt-Mennoniten in Südmanitoba. In diesen Schulen unterrichteten die Alt-Mennoniten ihre Kinder in Deutsch, Religion und Rechnen. Als schließlich die Regierungsschule im ungleichen Kampf gegen die Privatschule gewann, gingen viele der Mennoniten nach Mexiko und Paraguay.



Das Sanitätsschiff „Aequator" des russischen Roten Kreuzes, das auf dem Schwarzen Meer Dienst hatte. Ein Schwesterschiff der Aequator", die „Portugal", wurde im März 1916 von einem feindlichen U-Boot versenkt. Auf beiden Schiffen befanden sich mennonitische Sanitäter. (Zu diesem Bilde „Erinnerungen aus den Jahren 1914 -- 1918" von J. R.. Siehe Märzheft. Oben rechts der Verfasser der „Erinnerungen".)



Mennonitische „Marinejungs.“ Nach der Versenkung des Hospitalschiffes „Portugal“ und eines kleineren Hilfsdampfers des Roten Kreuzes durch feindliche Unterseeboote wurde die „Aequator“, ein Schwesterschiff der „Portugal“, in das russische Kriegsgrau gekleidet, und auch die Sanitäter mußten die Rote-Kreuz-Uniform ablegen und fortan Matrosenkleider tragen. Das Bild zeigt drei mennonitische Sanitäter in Matrosenuniform.

würdige Aelteste Neff, der uns aber leider nur einmal besucht hat. Häufiger und aktiver waren die Herren Hege und Lichti, die große Spenden an Maschinen und Vieh gemacht hatten und damit überhaupt die ganze Wirtschaft ins Leben riefen.

In liebster Erinnerung aber wird uns allen Herr Horsch bleiben. Er besuchte uns am häufigsten und brachte uns das größte Interesse entgegen.

Als sogar später aus uns unbekannten Gründen Differenzen in der D. M. H. ausbrachen und Herr Horsch aus ihrem Bestand schied, setzte er einen Vertrauensmann ein und begab sich nach U. S. A. und Canada, um für die Flüchtlinge die Auswanderung nach Amerika zu organisieren. Nach seiner Rückkehr fuhren denn auch wirklich bald einige Familien und Junggesellen ab; für die weiteren Familien aber, die ohne seine Mithilfe abfuhren, bezahlte er von gespendeten Geldern die Eisenbahnfahrt von Lechfeld nach Hamburg oder Bremen.

Obzwar wir alle unter den Fittichen der D. M. H. ein sorgenloses Leben führen konnten, sah doch ein jeder von uns ein, daß wir in Deutschland nicht bleiben durften; denn dasselbe hatte mit seinen eigenen Nöten zu schwer zu kämpfen. Ein jeder dachte nur daran, irgend einen Ausweg zu finden, um nach Amerika zu kommen. Eine rege Korrespondenz begann mit den überseeischen Verwandten und Hilfswerken, unterstützt wurden wir auch von den Herren Horsch und B. Unruh.

Die Arbeit zeitigte gute Früchte; denn im Februar langten bereits die ersten Freikarten an, weitere folgten bald darauf, aber nur für Einzelpersonen. Im Sommer aber ging es schärfer voran, und endlich Ende Juni, bekam auch ich die Zuschrift der C. P. R. in Hamburg, daß für meine Familie die Fahrkarten angelangt seien. Da die Tochter aber ein leichtes Augenleiden bekommen hatte, und ich eine unangenehme Hautflechte im Gesicht, so verzögerte sich die Abreise noch auf einen ganzen Monat. Wir hatten noch die Möglichkeit, die vielen Hunderte brackierten Mennoniten, die Augenleiden halber in Riga zurückschickt worden waren, in Lechfeld zu begrüßen.

Für unsere Reise nach Hamburg bezahlte Herr Horsch für drei Personen 390,000 Mark, als wir aber in Hamburg ankamen, kostete der Dollar rund 2,000,000 Mark, also nur 20 Cents für 400 Meilen.

Wir müssen aber doch wohl unter einem glücklichen Stern geboren sein. Als wir nämlich in Augsburg umsteigen mußten, war der Zug so überfüllt, daß wir vorzogen auf den nächsten eine halbe Stunde zu warten. Wir kamen nächsten Morgen glücklich in Hamburg an, den ersten Zug aber ereilte ein Eisenbahnunglück und circa 80 Personen verloren dabei ihr Leben.

Die letzten Familien in Lechfeld wurden auf den allgemeinen Contrakt genommen, und als der Winter eintrat, waren alle Mennoniten bereits in Amerika, außer einigen schweren Augenkranken, die noch lange dort verweilen mußten.

Rückblickend auf die Lechfeldzwischenstation in unserer Wanderung nach einer neuen Heimat, muß man sagen, daß, wie unter solchen Umständen nicht anders zu erwarten, es auch in Lechfeld zwar nicht an schweren Stunden gefehlt hat, und auch das Verhältnis zwischen Lagerverwaltung und Lagerinsassen ist nicht immer ungetrübt geblieben. Aber der letzte und bleibende Eindruck gipfelt doch in einem Gefühl der grenzenlosen Dankbarkeit der D. M. H. gegenüber für die Ruhe und den Frieden, die unsere gequälten Seelen nach dem roten Paradiese dort im Laufe einiger Jahre genießen durften.

## Dostojewsky | Von FRITZ SENN

Auf einer Pritsche, ganz verlumpt, verlaust,
Liegt das Genie und fröstelt. Dunkle Nacht.
Den Dichter stieß des Schicksals grobe Faust
In ein Inferno, wo das Laster lacht
Und Ketten klirren, wo Verzweiflung haust
Und Ekel — alles Leidensfracht —
Befördert hier und angehäuft aus einem tiefen Schacht. —
Der Dichter wacht und fiebert. Dicht zu seiner Rechten
Kniet der Soßima, kauernd im Gebet:
„Du Wind, du Sturm in dunklen Nächten,
Der uns wie Sand zusammen weht ....
Laß uns verderben. Häufe alle Laster,
Diebstahl und Mord und Hurerei
An diesen Ort, du strenger Wundentaster,
Doch mache Rußland von dem Aussatz frei ....."
Der Dichter lauscht. Noch magrer, leichenblasser,
Wie ein Erlöser sitzt der Genius
Auf seiner Pritsche aufgerichtet.
Inmitten dieser Henker und der Hasser,
Und von sich weisend Fieber und Verdruß
Und was die Seele einengt und verpflichtet,
Ergrübelt er, was dieser Alte litt ....
Der Dichter lauscht und betet mit ....

Zu seiner Linken liegt ein zarter Knabe,
Wie eine Taube liegt im Sperbernest,
Aljoscha — der als Kind am Bettelstabe
Nur Armut sah, nur Elend und Gebrest,
Der einen Blinden führte und als der gestorben,
Pfadlos verirrt und auf der Wanderschaft verdorben.
In stillen Nächten packt ein Heimwehbrennen
Das junge Herz, das noch nicht ganz versteint,
Vom einz'gen Freunde mußte es sich trennen
Das junge Herz — es schluchzt und weint:
„Du sahst Bahnen, die wir nimmer sehen,
Fühltest Wonnen, die uns ferne sind,
Wußtest Sprüche, die wir nicht verstehn,
Du warst sehend, Alter, wir sind blind ....."
Da greift der Dichter nach der Hand des Knaben
Und schluchzt wie dieser um den alten Mann,
Will beider Leid, will beider Seelen haben,
Des Toten und des Jonathan,
Will alles wissen .... trösten, fragen ....
Und eine Pritsche ächzt: drauf wälzt sich schlaflos der Iwan,
Der seinen Bruder totgeschlagen. —

Hans Ennen

# Belauschte Gespräche

## 39. Abend

---

**Büa enn Koop welli eeni Befilzucht ßtarti, daoaräwa kaomi aoba di Krauji**

---

(Buhr und Koop treten ein, beide in winterlicher Überkleidung. Buhr hat seinen Pelz an, und seinen Kopf bedeckt eine große Pelzmütze mit Ohrenklappen, die frei herunterhängen.)

Buhr: Nä, Isak, daut saj etj die, nü hab etj jinoych fon Manitoba, gaunz jinoych!

Koop (gedehnt): Na — a— a?

Buhr (gereizt): Na — a — a, waut na? Fraoyg doch nijh ema soo dom.

Koop: Na, etj meen, waut es?

Buhr (der sich schon auf den Ladentisch geschwungen hatte springt herunter, schiebt die Mütze nach hinten und pflanzt sich vor Koop auf, laut): Waut'a es! Mensch, tjitj mie doch maol aun en mieni Femumlunk, woo sit 'it mie? Sit'it mie dola naom Nätklaos, aoda naom Oßtahaos, aoda fleijht nao een Pinjßttjriettji? daut mucht etj nü fon die weeti. Dee Lied saji, Oßtri es aul jiwaßt, enn dee Kalenda sajht daut uk. Es Pinjßti uk aul jiwaßt, uk fleijht aul wada Wienachti? Waut beßt dü schtel. Woa se wie eejintlijh? Etj sie gaunz bießta, etj weet nuscht mea, rajht rein nuscht. (Immer eifriger werdend). Etj weet mau bloos, soo lang aus etj löw hab etj disin Pelz jidraoycht. Wan etj sul aul maol aundasch aus en disim Pelz habi en'i Welt 'romjirant, dan weet etj daoa nuscht mea fon, enn daut mot mie dan uk sea schnorijh jiseeni habi. Enn etj weet uk nijh, auf etj aul maol waut aundat en mienim Läwi jidaoni hab, aus Holt unjrim Schnee 'fäajiweelt enn Aowis jihet. Aoba nü sie etj faoydijh, wan si dit Kontrie (Land) nü nijh bool aun dee Indiens (Indianer) tridj jäwi, dan pißeyt waut, enn daut saj etj die, Isak, . . . . .

Bergen (und Töws sind unbemerkt von Buhr eingetreten und haben seinen Redeschwall mit angehört): Poßtoj, poßtoj Rus, waut sajhßt dü, daut si met dit Kontrie dooni seli?

Buhr (ohne den Ton zu ändern): Etj saj kratjt, waut etj saj: Dit gaunzi Kontrie selli si dee Indiens tridj jäwi.

Bergen: Enn wan dee daut nijh nämi?

Buhr (stutzt erst, dann wieder entschieden): Dan selli si an Jelt beydi, kratjt soo lang, bot si't nämi.

Bergen: Enn wan si nijh Jelt nämi?

Buhr: Na, dan seli si an Schnaups, aoda Flinti, aoda . . . .

Bergen (unterbricht): Fe Schnaups enn Flinti enn Priejil enn waut weet etj habi dee Indiens daut Launb maol fekoft, aoba daoafäa nämi si't nijh wada tridj.

Buhr: Na Schwäwil Hiebat, fe waut sest?

Bergen (trocken): Bloos fe Befils.

Buhr (erstaunt): Befils! Woyrom Befils?

Bergen: Well, wiels dee Indiens fon dee Befils läwdi, ea dee Witi an daut Launb aufgaunadi.

Buhr (kommt allmählich in Humor): Na dan Befils. Dan fang etj morji tiedijh ßimorjins aun Befils too zijhti. (Sich an Koop wendend): Isaak, wel wie beid nijh toov eeni Befilfaoyrm ßtarti? Met di Biei, daut waul bie die nijh raiht, dee tireyji Maodi; daut Befils Maodi tiriei, daut hab etj noch nijh jiheyt. Waut saihßt?

Koop (grunzt etwas Unverständliches).

Buhr (lacht, zu Bergen): Sitzst, dee wel aul. Woa tjrie wie'n Paoa Zuchtbefils häa, Jerji?

Bergen: Etj weet nijh, fleijht bie Hagenbeck en Haumborjh.

Buhr: Woo heet dee Kompanie, sajhßt dü? Hagenbetj end Haumborjh? Es dee en Winnipeg?

Bergen: Well, solang wea si en Dietschlaund.

Buhr (lacht, daß seine Ohrklappen wippen): Daut waoyt ji ema wietleftja.

Bergen: Jao, bot jie dee Befils groot habi, woyt 'it hia aum Enj uk noch Farjaoa.

Buhr: Jerji, woo es daut met däm Farjaoa eejintlijh aundatwäyjis. Woo wea daut doamet bie jünd en'i Molosch?

Bergen (lächelt): Bie ons en'i Molosch, äwajins sie etj een Ooltkolnia, aulso bie ons en'i Ooltkolnie wea daut aundasch aus hia, doa wea daut soo, daut wie daut Farjaoa em Farjaoa haudi.

Koop (spöttisch): Wie habi daut Farjaoa uk nijh em Haoyfßt.

Bergen (hinwerfend): Nä, aoba em Winta.

Buhr (lacht, kaut schon wohlgelaunt sein Gummi): Wieda, Jerji, woo funk soon Farjaoa aun?

Bergen: Woo daut aunfunk! Well, daut funk ema fon baowi aun. — Jrjind eenin Morji Enj Feebawaoa aoda aunfangs Maoyz waoykt eena op enn dentjt: na ja, dü haßt die scheen feschlaopi, dee Son es ji aul op enn manki Kruschtjiibeem auni Gaus. — Eena lijht aoba noch n'bät schtel, wiels daut doch aul laot es, enn dan met eenmaol heet eena waut. Enn dan tjitjt eena nao sieni Frü enn wel dee watji. Aoba dee tjitjt uk aul jral enn'i Welt 'nen, jraod soo aus dee Son büti. Enn dee weet uk aul, waut eti saii well, see haft daut uk jihent. Wie sen nü beid schtel enn horjhi. Enn wie heeri't wada. Wup, se wie üti Badi enn aum Fenßta. Rejhtijh, daoa seti si. Enn dan tjitj wie ons een Oogibletj frindlijh aun, enn en dee eyschti Jaoyri gauw wie ons dan uk noch eenin Kus, jraod soo onjiwoschi. Enn dan roop etj enn'i Tjleeni Staow 'nen: Tjinja, dee Schpree sen hia! — Enn ea etj bot dree tali kaun schtaoni daoa aum Atjschtaowifenßta dree Paoa tjleeni Been, enn baowri Been es uk noch waut fom Setfleesch tao seeni, dan dee Hamdtjis sen mau kort. Enn hinja dee dree Paoa tjleeni Been en daut äwaji schtaoni twee Paoa länjiri enn ditjari Been, fon dee aoba mau soogoot dee Waodi tao seeni sen. Enn baowi, daoa tjitji tiei Oyai enn sas Näslajha dee Fenßtarüti 'ntwei. — Daoa, daoa se si — tjriescht daut enn jucht daut. Dan es aoba aulis schtel. Jao, daoa weeri si, daoa en'i Schpetz fon däm Okaotztjibaom, medi mank aul dee Sonischtraoli daoa saut daut Farjaoa enn blintjat enn blentjat, enn peyscht sitj enn dünt sitj, enn maoykt eenin kromin Hauls, enn sinjt enn sinjt, enn waut 'it sinjt es: Farjaoa, Farjaoa, Farjaoa! Enn soo funk daut aun.

(Bergen schweigt, sein Blick verliert sich irgendwo in den Pork and Beans-Kannen, Töws zieht an seiner Pfeife, ohne zu merken, daß sie ihm ausgegangen ist. Buhr hat seine Pelzmütze auf den rechten Zeigefinger gestülpt und dreht Windmühle. Nur Koop hat seine verächtliche Miene bewahrt, die er immer aufsetzt, wenn Bergen das Wort hat.)

Koop (bricht zuerst das Schweigen, langsam): Schpree hab wie hia uk. (Der Einwurf bleibt unbeachtet).

Buhr (nachdenklich): Daut's schmorijh, weetßt noch, Jnschpatjta, aus wie noch tjleen weeri, woo mieni Muratji uk jieda Farjaoa fon dee Schpree en Rußlaund fetald, enn woo ar dan ema dee Oygi daoabie naut wordi. Wie sädi dan uk blos: Wie

habi ji hia uk Schpree. See säd dan wieda nuscht, see wea eeni schteli Frü, enn wort uk nijh olt, enn see schtorf uk maol em Farjaoa.

Töws (nickt).

Buhr (zu Bergen, teilnahmsvoll): Wurscht dü tridj nao Rußlaund welli, Jerji?

Bergen (schüttelt den Kopf): Nijh mea. (Nach kurzer Pause): Daut es ji aulis nijh mea soo .....

Buhr: Waut es nijh mea soo?

Bergen: Daoa sen tjeeni Okaoßtjibeem mea. tjeeni Atschtaowisenstri, enn son dee, dee daoa don se dee Fenßtri schtundi sen twee unjri Tjlieta .... Etj jleew, daoa es tjeen Farjaoa mea. (Reißt sich dann plötzlich zusammen, findet wieder den leichten Ton). Aoba Schpree sen uk noch aundawänjis.

Buhr (dem wieder der Schalk aus den Augen lacht): Isaak, morji maoyhßt 'n Orda op nao dee Kompanie en Dietschlaund op 'n Paoa kanadische Zuchtbefils. Jerji waoyt uk metzijhti. — Ei dü Inschpatjta?

Töws (schmunzelt): Etj weet nijh, aoba Berji sien Piet säd sondaoyg, hee haud ßimorjins aul twee Krauji jeseeni.

(Alle horchen interessiert auf).

Buhr (begeistert): Es daut soo? Weeri daut uk wertjlijh Krauji?

Töws: Wan Piet sajht, dan woyt daut wol schtemi, dee Jung sit, waut'a büti fäajeit.

Buhr: Hurä—ä—ä! Dan es daut nü wertjlijh Farjaoa, enn mien Pelz tjmet em Sack. Isaak, met dee Befils, daut laot noch mau 'n bät seni. (Steht auf, knöpft den Pelz von oben bis unten zu, zieht die Ohrklappen an der Mütze heruter, klopft Koop dann vergnügt auf die Schulter): Säd etj die nijh, Isaak, nü es'it Farjaoa, dee Krauji sen aul hia!

Koop (mit einem nichtachtenden Seitenblick auf Bergen): Jao, enn Schpree hab wie hia uk, aoba daoawäyji schto wie noch nijh foyts met kaoli Been aum Fenßta.

(Gehen).

---

# Aus dunkler Zeit / Von Fritz Eckig

2.

Als das Banditenwesen in unserer alten Heimat seinen Anfang nahm, sagte ich mir: Du darfst nicht fliehen, dein Haus verlassen: Gott kann dich daheim gerade so gut schützen, wie an einem andern Ort. — Nicht selten hieß es: Banditen sind mit dem Zug gekommen, und alles, was deutsch ist, soll ausgeschlachtet werden, — Meine Familie floh, bat mich unter Tränen, auch zu fliehen. Allein ich blieb. Und sonderbarerweise wurden unsere Nachbarn von diesen Horden überfallen, und unser Haus blieb verschont. Es geschah etliche Mal, daß reiche Leute nach uns zur Nacht kamen, weil sie sich bei uns geborgen glaubten.

An einem Sonnabende — das Datum ist mir entfallen — ging ich in die Stadt, die nur durch das Flüßchen Moskowka von Schönwiese getrennt ist. Auf der Straße traf ich den Pastor Rat. Derselbe erzählte mir, daß Machno bei Umanj die Front durchgebrochen und auf dem Wege nach unserer Stadt sei. Bei uns waren noch die Weißen, so daß ich glaubte, wir hätten Schutz. Ich hatte die Gewohnheit, wenn ich etwas Gutes hörte, das erzählte ich zuhause und auch andern; hörte ich aber etwas Schlimmes, das behielt ich für mich. Meine Tochter aber las mir gewöhnlich das Gehörte vom Gesicht ab.

Zuhause angekommen, fragt mich die Tochter: „Papa, was haben Sie gehört?" „Nichts von Belang." — „Papa hat was Schlimmes gehört."

Ich aber behielt das Gehörte für mich und dachte: Lieb Vaterland, magst ruhig sein, die Weißen sind ja da. — Am Sonntagmorgen war von Weißen keine Spur.

Nicht lange hielt die unheimliche Stille an. Vom Dnjepr donnerten die Kanonen, und in die Stadt und Schönwiese stürmte wie von Furien gejagt die Teufelsbrut, die Ausgeburt der Hölle. Große Pelzmützen auf dem Kopf, von oben bis unten bewaffnet, fluchend, von Staubwolken umhüllt, kamen sie herangesprengt.

Meine Familie verlief sich. Ich blieb daheim. Es dauert nicht lange, da treten ungefähr sieben Mann fluchend ins Haus: „Wo ist Ihre Frau"? fragen sie. „Sie ist weggegangen," antworte ich, denke mir aber noch nichts dabei. Da kommt meine Tochter. Die merkt aber gleich, was das für eine Bande ist und zahlt Fersengeld. Sechs Kerle ihr nach, ein Bandit bleibt bei mir und fordert Geld. Meine Tochter entkommt glücklich. Unterdessen kommt meine Frau. Da hören wir ein Geschrei in dem Nachbarhause. Dort waren Flüchtlinge aus Einlage. Ich sage zu meiner Frau: „Dort vergewaltigt man Frauen. Wenn es schon so weit ist, dann verlassen wir unser Haus und nehmen Unterkunft bei einem bekannten Fabrikarbeiter." Zugleich tröstete ich mich damit, daß Gott einst zu Joseph gesagt hatte: „Nimm das Kind, seine Mutter zu dir und f l i e h e nach Aegyptenland!"

Am nächsten Morgen ließ ich meine Familie in der Wohnung des Fabrikarbeiters und ging selbst nach unserm Hof. Überall waren die Banditen einquartiert, nur unser Hof und Haus waren leer.

Nicht lange war ich auf dem Hof, da kommt ein Bandit und fragt mich: „Wer ist der Wirt von diesem Hof?" — „Ich!" — „Warum hast du dein Haus verlassen?" — „Darf ich mit dir, wie mit einem Menschen reden?" — „Ja!"— Da erzählte ich ihm, was vorgefallen, und aus welchem Grunde wir geflohen. „Man hat uns gesagt, daß du etliche von den unsern bei den Weißen angegeben hast; wenn dem so ist, dann schießen wir dich nieder wie einen Hund." — „Das ist gelogen, bringe mir den Mann her, der das gesagt hat." — Der Bandit entfernte sich, und ich verließ auch meinen Hof. Auf demselben fing die Horde nun an zu wirtschaften. Die Photographien und Bilder wurden zerrissen und beschmutzt, die Bezüge von den Betten wurden abgerissen und die Federn in den Zimmern verschüttet, die Möbel zerschlagen, kurz eine Verwüstung gemacht, wie man sie sich kaum denken kann.

Zu andern aber sagten die Banditen: „Warum hat der Mann sein Haus verlassen; es hat ja niemand etwas wider ihn; wir hätten ihm nichts getan."

---

## Frühling

Lerchen zwitschern, Bäche rauschen,
Weidenkätzchen, Häschen plauschen,
Hähne krähen, Tauben girren,
Gopher piepsen, Fliegen schwirren,
Regen träufelt, Winde wehen,
Um den Winter ist's geschehen.
Frühling ist es endlich wieder
Und man dichtet Frühlingslieder.

Pezzo

# Pastor S. H. N. Gorter

Pastor Simon Henri Nicolaas Gorter wurde am 25. Juni 1885 in Hoorn, Provinz Nord Holland, geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums studierte er an der Universität zu Amsterdam und wurde in 1910 Proponent der Algemeene Doopsgezinde Societeit. Seine erste Predigerstelle war Zyldyk, er wurde aber bald nach Twisk, später nach Sappemeer und schließlich — im Jahre 1913 — nach Rotterdam berufen.

In der Rotterdamer Mennonitengemeinde, die damals schon mehr als 1000 Glieder zählte, fand er ein großes Arbeitsfeld mit viel Arbeitsmöglichkeiten — und Schwierigkeiten. Nicht nur, daß die Gemeindeglieder in einer großen Stadt sehr zerstreut wohnen, auch die geistliche Entwicklung der Glieder ist sehr verschieden, da zu den Gliedern der Gemeinde sowohl arbeitslose Hafenarbeiter als auch reiche Handelsmänner, Lehrer von höheren Schulen usw. gehören. Dadurch werden an den Seelsorger schon ganz besonders schwere Ansprüche gestellt.

Pastor Gorter hat in seiner Gemeinde zu Rotterdam den Segen und die Schwierigkeiten eines Predigerberufs in vollem Maße kennen gelernt. Der Beruf eines holländischen Predigers ist sehr vielseitig: Predigt, Haus- und Krankenbesuch, Religions- und Taufunterricht, Privat-Seelsorge, Armenfürsorge, Arbeitsvermittelung, Leitung des Vereinslebens, Vorträgehalten, schriftstellerische Arbeiten (u. a. Monatliches Gemeindeblatt), kleinere und größere Reisen im Interesse der eigenen Gemeinde und der Mennonitischen Brüderschaft überhaupt, usw. usw., nicht zu verschweigen die plötzlich auftauchenden Aufgaben, die an ihn herantreten. Diesbezüglich will ich nur eins nennen: Die Emigrationsarbeit, vor die Pastor Gorter sich eines Sonntags unmittelbar nach der Predigt gestellt sah. (1. Juni 1924). Wenngleich er auch die Tragweite dieser Aufgabe nicht voraussehen konnte, so wußte er doch, daß diese Aufgabe ihm von Gott gestellt war. Unermüdlich, mit Liebe und Freudigkeit erfüllt, hat er sich neben den Arbeiten des Predigtamtes dem Wohltätigkeitswerk gewidmet. Wohl standen und stehen ihm einige Personen helfend zur Seite, mit denen er das „Hollandsch Doopsgezind Emigrantenbureau" bildet, dessen Vorsitzender und treibende Kraft er ist. In den Jahren 1924 bis 1926, in denen mehr als 1000 Mennoniten aus Rußland über Rotterdam nach Amerika auswanderten und kürzere oder längere Zeit in Rotterdam bleiben mußten, ließ er es sich nie nehmen, sie zu besuchen, eingehend mit ihnen zu reden, ihnen von Zeit zu Zeit eine Predigt in deutscher Sprache zu halten, sie am Bahnhof zu begrüßen, und wenn sie Rotterdam verließen, sie bis ins Schiff zu begleiten und ihnen zum letzten Male die Bruderhand zum Abschied zu reichen. Begrüßungsfreude und Abschiedsweh — wie können diese manchmal unsere Seele ergreifen! Pastor Gorter hat beide oft durchkosten dürfen und müssen.

Nach der Massenflucht in 1929 fuhr Pastor Gorter verschiedene Male nach Deutschland, um die Flüchtlinge zu besuchen und ihre Emigration nach Brasilien vorzubereiten. —

Später gestaltete das Emigrationswerk sich mehr zu einer administrativen Arbeit. Aber auch hier verminderte sich nicht seine Arbeitsfreude. War es ihm doch darum zu tun, daß unsere Brüder, besonders die in Brasilien, baldmöglichst zu einer Lebensexistenz kämen.

Die holländischen Mennoniten, die auch schon in früheren Jahrhunder-

ten auf dem Gebiet der Wohltätigkeit Großes geleistet haben, standen Pastor Gorter stets wohlwollend und finanziell helfend zur Seite. Und wenn in letzter Zeit weniger tatkräftige Hilfe durch das Emigrantenbureau vermittelt wird, dann ist dieser Umstand nicht den holländischen Mennoniten zum Vorwurf zu machen, sondern den Zeitverhältnissen zuzuschreiben

Was Pastor Gorter in all den Jahren der Ausübung seines Predigerberufes für viele gewesen ist, wird einst die Ewigkeit offenbaren. Daß er vielen zum Segen gewesen ist, dürfen wir ruhig und dankbar gegen Gott, dessen Mitarbeiter er sich weiß, feststellen.

Anläßlich seines 25-jährigen Amtsjubiläums hat man ihn dieses am 2. November von nahe und ferne wissen lassen und ihm dafür gedankt. Den Dank aber hat er an Gott weitergeleitet, der ihn würdig geachtet und ihm Kraft gegeben hat, diese Arbeit zu tun.

---

## Das Mittagschläfchen | Von A. P. KLASSEN

Am Sonntag sehnt sich der Städter ins Freie.

So ging es auch Ohm Ewert. Er war schon etwas bei Jahren; nicht daß er alt wäre, aber doch so weit, daß sein Aeltester schon das Auto führen konnte. „Jasch", redete er ihn an, „es ist Sonntag, und ich glaube, wir fahren heute mal zu Ohm Dirks auf's Land." Es dauerte auch nicht lange, so hatten sie die Stadt im Rücken.

Ohm Dirks war Ohm Ewerts Freund. Neben seiner Landwirtschaft hatte er noch die Kanzel zu betreuen. Die Morgenandacht war eben beendet, und, da man erst in einer halben Stunde zu Mittag essen würde, schickte er sich an, hinab in den Obstgarten zu gehen, um in aller Stille über die von ihm gehaltene Ansprache nachzudenken. Man müßte eigentlich für jeden einzelnen eine eigenst für ihn gesetzte Predigt halten, so verschieden sind die Leute. Daher ist es schwer, bei dem gemeinsamen Gottesdienst die richtige Art in der Ansprache zu wahren, damit sie allen zum Segen werde.

Ohm Dirks hatte noch nur dieses als Einleitung zu seiner geplanten Selbstkritik gedacht und war noch auf dem Hofe, als plötzlich ein Auto durch das Tor rollte. Ohm Dirks und Ohm Ewert begrüßten sich herzlich und — na, was ist schon eine halbe Stunde unter Freunden, die sich seit einiger Zeit nicht gesehen haben — und gingen zum Mittagstisch.

Die Unterhaltung ging während des Essens munter weiter. Da man aber auch dem Entenbraten und all dem Drum und Dran, das die Frauen gelegentlich eines Besuches oft mit wunderbarem Geschick und verblüffender Schnelligkeit auf den Tisch zu zaubern verstehen, mit anerkennendem Appetit zugesprochen hatte, wunderte sich Ohm Ewert garnicht, als Ohm Dirks ihm ein Mittagschläfchen vorschlug.

Sie zogen sich in ein anderes Zimmer zurück, knüllten sich jeder ein Kissen unter das Ohr, der eine auf dem Bett, der andere auf der Ruhbank, und es dauerte nicht lange, so schlummerte Ohm Dirks. Ohm Ewert dagegen mühte sich vergebens einzuschlafen. Das laute Ticken der großen Pendeluhr an der Wand hielt ihn im Banne. Leise, ganz leise erhob sich Ohm Ewert, schlich auf Strümpfen nach der Uhr, hielt das Pendel an, legte sich hin und schlief.

Hatte Ohm Dirks sich beim Entenbraten zu viel zugetraut? Er warf



Pastor S. H. N. GORTER

Rotterdam, Holland, Prediger der Mennonitengemeinde Rotterdam, Vorsitzender des Hollandsch Doopsgezind Emigranten Bureau.

sich unruhig von einer Seite auf die andere. Endlich erwachte er, sah nach der Uhr und staunte. Die Gewichte hingen noch in halber Höhe, und die Uhr stand! Leise, um seinen Freund nicht zu stören, schritt er wie ein Seiltänzer zur Uhr, setzte das Pendel in Bewegung, und bald darauf schlief Ohm Dirks wieder den Schlaf des Gerechten und verriet durch nichts, daß er zu guten Appetit gehabt hatte.

So ein recht fetter, schön braun gebratener Entenschinken ist doch ein Götterschmaus! Aber der Magen hat seine liebe Not damit. Davon war Ohm Ewert, wie er sich auf seinem Lager wälzte, der beste Beweis. Schließlich gab der Schlaf ihn frei, und verwundert starrte er die Uhr an. Diese aber machte tick-tack, ticktack. Er sah nach Ohm Dirks; der schlief aber immer noch. Vorsichtig stellte Ohm Ewert die Uhr ab und schlief wieder ein.

Ohm Dirks erwachte, sah nach der Wand, murmelte etwas von nächstens nach dem Uhrmacher bringen, schwang das Pendel los und schloß die Augen. Hatte er schon geschlafen oder hatte er nicht geschlafen? Schlaftrunken blickte er durch die halb geschlossenen Augen nach der Wand. Da stand Ohm Ewert, den Perpendickel in der Hand. Ihre Blicke trafen sich.

Ein schallendes Duettgelächter ließ die Insassen im Nebenzimmer aufhorchen. „Nein, wie verschieden doch wir Menschen sind!" hörte man Ohm Dirks lachend hervorstoßen.

---

# Gebet

„Vater, mein Gespann steht fertig,
Und im Kasten liegt die Saat,
Dampfend wartet schon der Acker,
Gib den Segen zu der Tat.

Meiner Hände Werk ist nichtig,
Nutzlos all mein Sorgen auch,
Leben wecken und erhalten
Kann allein Dein Gotteshauch.

Dir vertrauend streu' ich wieder
Meine Saat auch dieses Jahr,
Hebe segnend Deine Hände
Und beschütz sie vor Gefahr." —

Vorwärts, Pferdchen, auf den Acker!
Lockend ruft der Lerche Lied,
Oben hoch vom Himmel nieder
Freundlich unser Vater sieht.

N. Unruh



# Onkel Peters Geschichtenverein

Liebe Jungen und Mädel!

Es freut mich, euch mitteilen zu können, daß unser Verein weiter gewachsen ist. Es liegen wieder einige Anmeldungen vor. Was mich aber besonders freut: einige der neuen Mitglieder haben selber schon gleich etwas geschrieben, das für euch bestimmt ist. Und so soll es sein, dann erst wird der Verein das, was er sein soll. Nicht nur ich oder unsere Ehrenmitglieder sollen Geschichten erzählen, gerade ihr sollt es. Einige schreiben, ihnen habe meine Geschichte vom „Peterchen" gefallen. Das freut mich. Ihr seht aber in der Geschichte, daß da eigentlich nichts Besonderes passiert, alles ganz gewöhnliche Sachen. Was Peterchen da erlebt, das erlebt ihr alle Tage ähnlich auch. Es kommt also ganz darauf an, wie man solche gewöhnlichen Sachen erzählt, um sie interessant zu machen. Und wenn ihr glaubt, daß ich das kann, dann glaube ich, daß auch ihr es könnt. Es gelingt vielleicht nicht beim erstenmal Hinsetzen, dann versucht man es noch einmal, und auch noch ein drittes Mal. Gerade so mache auch ich es. Und siehe da, mit einmal hat's doch etwas gegeben. Um eines möchte ich euch aber bitten: Was ihr schreibt, schreibt es selber, ohne daß die „Großen" euch dabei viel helfen. Ihr dürft es ihnen gerne zeigen und euch sagen lassen, was sie davon halten, auch dürfen sie euch mal hier und da mit einem Wort oder einem Ausdruck aushelfen, aber auch nicht mehr. Daß ich immer alles werde aufnehmen, was ich von euch erhalte, kann ich natürlich nicht versprechen. Der Editor ist recht geizig mit dem Raum, und das können wir ihm auch nicht zu schlimm anrechnen. So muß ich also das wählen, was mir am besten paßt, das braucht aber nicht immer gerade auch das Beste zu sein. Aber selbst, wenn einiges auch nicht in die Warte kommt, der Schreiber hat den Nutzen schon gehabt von seinem Schreiben, gerade weil er überhaupt schrieb. Und jetzt denkt mal gleich nach, worüber ihr dem Onkel Peter nächstens mal schreiben könntet.

Hier sind nun unsere neuen Mitglieder:

27. Mariechen Warkentin, 9 Jahre, 2. Schuljahr, Adr.: Superb, Sask.
28. Anna Warkentin, 10 Jahre, 5. Schuljahr, Adr.: wie oben.
29. Abram Warkentin, 12 Jahre, 6. Schuljahr, Adr.: wie oben.
30. Lena Warkentin, 13 Jahre, 7. Schuljahr, Adr.: wie oben.
31. Agatha Warkentin, 15 Jahre, 7 Jahre die Schule besucht, Adr.: wie oben.
32. Tina Heinrichs, 11 Jahre alt, 5. Schuljahr, Adr.: P.J.Heinrichs, Abbotsford,B.C.
33. Annie Gooßen, 11 Jahre, 6. Schuljahr, Adr.: Box 215 Coaldale, Alta.
34. Erna Gooßen, 13 Jahre, 7 Jahre zur Schule gegangen, Adr.: wie oben.
35. Peter Warkentin, 14 Jahre, 8. Schuljahr, Adr.: Superb, Sask.

---

### Unser Plauderstündchen

Wie die kleinen Leser gemerkt haben werden, haben sich da 6 Geschwister (?) Warkentin angemeldet. Ich glaube, der Peter am Ende der Liste, der gehört auch mit dazu, er paßt mir zu sehr in eine der beiden Lücken. Kinder, bei euch muß es lustig sein, da trifft ja die „Warte" gleich

Fünf mit einem Schlag. Und Humor scheint ihr mir auch zu haben. Schreibt mir da eines von den Fünfen: „Ja, ja, ganz wenig sind wir nicht — wenn wir zusammenhalten, verhauen wir das ganze Dorf. Mit Dorf meine ich aber nicht den Geschichtenverein." Und am Ende des Briefes kommt eine Nachschrift: „Das vom Dorf und vom Verhauen ist aber nicht für die „Warte" bestimmt." Das sagst du, aber Onkel Peter besitzt auch Humor, und so hat er's doch hineingesetzt. Ich sage aber nicht, wer es geschrieben hat. Das heißt, ein bißchen was sage ich schon: es ist eines der Mädel, die das geschrieben hat. Ich sage es gewissermaßen zur Warnung für den Verein; denn wo die Mädel schon so „verhauerische" Gedanken führen, da müssen wir uns etwas in acht nehmen.

Anna Warkentin schreibt: „War das Hasenmärchen aber schön! Wenn wieder Geschichtenvereinsitzung ist und Tante Marie dann auch da ist, will ich sie bitten, noch mehr solche schöne Märchen zu schreiben." Tue das, Anna.

Abram Warkentin schreibt ". . . . Sage mal, Onkel Peter, was bedeutet „Warte-Onkel"? Nennst Du ihn deshalb so, weil wir immer einen ganzen Monat warten müssen, bis die Warte kommt? Na, ein strenger Onkel muß er doch sein, aber gern hab ich ihn trotzdem, weil er uns so schöne Geschichten, wie die vom „Peterchen," bringt. Grüß ihn bitte sehr von mir!" Das ist geschehen, Abram, und er dankt und sagt, Du bist ein Schalk.

Lena Warkentin schreibt: „Es muß doch eine ganze Menge „Onkel Peters" geben, wenigstens kenn ich mehr als ein halbes Dutzend. Da bist Du, dann Dein Vetteronkel (falsch, Lena, Dein Vetteronkel ist er und mein Vetter. O. P.), dann habe ich einen Onkel Peter in Ontario, dann einen im Norden, andere Kinder nennen meinen Papa auch Onkel Peter, und so kenne ich noch mehr Onkel Peters. Es freut mich sehr, daß Du den Geschichtenverein gegründet hast. Ich wünsche, von Paraguay und Brasilien meldeten sich auch viele Mitglieder und erzählten uns, wie es dort ist. Ich habe in Paraguay Vetter und Nichten. Oder ist „Nichten" nicht richtig?" — Vielleicht hast Du dort auch Nichten, übrigens bist Du mir für eine „Tante" noch etwas zu jung. Du bist meine Nichte, jenes sind Deine „Basen." Mit Südamerika hat es immer viel Zeit, aber die Warte ist da gut verbreitet, und ich glaube bestimmt, daß wir dort noch recht viel Mitglieder bekommen.

Agatha Warkentin schreibt: „. . . . Die Idee des Geschichtenvereins gefällt mir sehr. Ich wünsche, die „Warte" käme jede Woche an. Mit Lesen würde ich es schon geraten. Wenn nur recht viele solcher Geschichten kämen, wie die vom „Peterchen . . . . Der Geschichtenverein und sein Onkel Peter sollen leben und der Warte-Onkel auch!" Danke für den schönen Wunsch, und vom „Peterchen" findest Du heute das zweite Kapitel. Ob auch dieses Dir gefällt?

Annie Gooßen schreibt uns etwas von ihrer Reise nach Canada. Ich lasse den Brief hier folgen:

Will mit diesem den Mitgliedern unseres Geschichtenvereins folgendes mitteilen: Geboren bin ich in Rußland am 6. Januar 1925. Wenn ihr das Fest der Heiligen drei Könige feiern werdet, so denkt an meinen Geburtstag.

Auf der Reise nach Kanada auf dem Schiffe war ich sehr krank, besonders in Southamton, England. Aber meine Mama verstand es so anzugehen, daß die Barmherzigen Schwestern, die jeden Tag das Lager der Emigranten besuchten, es nicht inne wurden, daß ich krank war. Und somit brauchte ich nicht in England zu

bleiben, sondern konnte mit meinen Eltern nach Kanada fahren. Zuerst fuhren wir zu meinem Onkel Heinrich Schulz, Holdfast, Saskatchewan, wo wir ein Jahr wohnten. Dann zogen wir hier nach Coaldale, Alberta. Ich gehe das 5. Jahr zur englischen und das 4. Jahr zur deutschen Sonnabend-Schule. — Soweit Annie.

An Deinem Geburtstag werde ich an Dich denken, Annie; denn es ist auch mein Geburtstag. Ich feiere ihn aber nach dem neuen Stil, also am 19. Januar. Es war mir schade, den Tag zu verlegen, aber ich bin mir gerade schon alt genug auch ohne die zwei Wochen, die dann noch hinzugekommen wären.

Und zum Schluß haben wir da noch den Peter Warkentin. Dieser Peter nun — er sagt, er sei aber kein Onkel Peter — schreibt uns ein kleines, nettes Geschichtchen, das auch von einem „Peterchen" handelt. (Es folgt weiter unten). — Ich — Peter, Du — Peter, er — Peter — das „petert" was in unserm Verein.

Peter fragt, was schöner klingen würde: Mama oder Mutter. — Bei uns Mennoniten ist allgemein „Mama" gebräuchlich, plattdeutsch — Mami oder Maumau, das wie Mimau klingt, beides ist nicht schön. Ich würde „Mutter" vorziehen für Hochdeutsch und „Mutta" für Plattdeutsch. Im Plattdeutschen würde das anfänglich etwas fremd klingen, das würde sich aber bald verlieren. Denkt nur an das hochdeutsche „Mutter", wieviel mehr liegt da drinnen als in „Mama." Ihr solltet mal mit euren Eltern über diese Frage sprechen.

---

### „Prjanjik" sucht einen Spielgefährten

von Peter Warkentin, 14.

Es war noch in Rußland. Ich war ein Bürschchen von nicht ganz fünf Jahren. Neben vier andern Pferden hatten wir noch eine gelbe Stute. Sie hatte schwarzes Kammhaar, einen schwarzen Schwanz und einen schwarzen Streifen längs dem Rücken. Diese Stute hatte ein Fohlen, genau so wie sie selbst war, nur schien seine Haarfarbe mehr ins Gelbe, weil es noch jung war, während sie bei der Stute schon mehr ins Graue schien. Es sah aus wie ein Pfefferkuchen, weshalb es wohl auch den Namen „Prjanjik" bekommen hatte. Ein lustiger Kerl war er, der „Prjanjik". Ich hatte ihn fest in mein Jungenherz eingeschlossen — er war mein Freund. Mutter wird diese meine Gefühle wohl nicht ganz geteilt haben; denn sie hat mich oft gewarnt: „Go nijh too dijht bie, daut Falm, daut kun die schlaoni!" Ob das Fohlen diese meine Freundschaftsgefühle geteilt hat, weiß ich nicht genau. Ich denke ja, aber auf seine, auf Fohlenart. Wenigstens hat es mir mal davon einen Beweis gegeben. Es ist ja mit den Fohlen so, wie mit uns Jungen: man möchte nicht gerne allein sein, man möchte gerne Spielkameraden haben. Die hatte das Fohlen leider nicht, wenigstens nicht seinesgleichen. Spielen wollte es aber, und so suchte es sich eben andere Spielgenossen. Der alte, dazu sehr plumpe Hund „Sgutschka" hatte schlechte Zeit damals. Wenn er sich auf dem Hof unter dem Schatten der Bäume als treuer Wächter hingelegt hatte, dann war es das Fohlen, das ihn immer wieder in seiner Ruhe störte. Sgutschka hatte es denn auch bald gemerkt, daß er besser habe, wenn er seinen Ruheplatz so wählte, daß das Fohlen ihn nicht stören konnte. Prjanjik wollte doch aber mit jemand spielen.

Es war an einem Sonntagnachmittag. Ich spielte auf dem Hof herum. Das Fohlen stand in der Stalltür und sah mir scheinbar gelangweilt zu. Um ein Weilchen kam es heraus, ging langsam bis zu der Stelle, wo der Hund gewöhnlich lag, doch der hatte sich beizeiten aus dem Staube gemacht. Strohhüte lagen

sich gerade keine herum, an denen es seinen Übermut auslassen konnte, und so gab es sich damit zufrieden, mir, wahrscheinlich schon mit etwas mehr Interesse, zuzuschauen. Und — wer weiß, was in so einem Fohlenkopf für Gedanken herumspuken — wahrscheinlich hatte es Gefallen an meinem Ballspiel gefunden; denn plötzlich, ich lief gerade hinter dem Ball her, den ich eben geworfen hatte, nahm es einen Ansatz, sprang über mich hinweg und machte einige Sprünge weiter, drehte sich auf den Hinterfüßen herum, kam zurück und sprang noch einmal über mich weg. Wer kanns wissen, es hätte vielleicht Gefallen an seinem Spiel und an seinem neuen Spielgefährten gefunden und dieses Manöver noch etliche Male wiederholt, wenn nicht auf mein Geschrei die Mutter herbeigeeilt wäre, die zum Glück gerade durch den Stall gegangen war. Ich war mit dem bloßen Schreck davongekommen. Die Freundschaft aber zwischen mir und „Prjanjik" hatte an dem Tage einen Riß bekommen.

---

## Der Arbeitstag eines achtjährigen Bauern
von Onkel Peter

1. Fortsetzung

2.

„Vater, darf ich mitfahren!" bettele ich nach Frühstück, während die Pferde vor die Leiterwagen gespannt werden. Ich möchte so gerne mit nach Fuder fahren. Viel zu selten darf ich es.

„Nein, dieses Mal nicht, nachmittag fahr ich selber, und dann darfst du mit."

Schmollend ziehe ich ab.

Ich fahre viel lieber mit Bruder. Wenn ich mich über ihn auch so oft ärgern muß, weil er mich immer hänselt und bevormunden will, aber ich mag gerne bei ihm sein. Und wenn er irgend was bastelt, oder wenn er gerade zum Erzählen aufgelegt ist, dann bin ich bei ihm noch lieber als bei den russischen Arbeitern in ihren Freistunden. Bruder ist für mich überhaupt der bedeutendste Mensch im ganzen Dorf, vielleicht auch in der Welt; denn meine Welt ist nicht groß. Da ist zwar noch unser Lehrer. Seine weiße Hemdbrust, die Krawatte und sein dunkler Anzug, den er immer trägt, die haben meinen vollen Respekt. Und dann spricht er immer hochdeutsch zu uns auch außer der Schule, ja sogar zu seiner Frau, und er hat viel Bücher und einen mit grünem Stoff bezogenen Schreibtisch. Aber trotz all dem kommt er gegen meinen Bruder doch nicht recht auf. Dann ist es mir auch nicht entgangen, daß er große Stücke von meinem Bruder hält, den er als seinesgleichen behandelt. — Nein, die Geschichten im „Kinderfreund," die sind gut, aber mit den Geschichten und den vielen andern Wunderdingen, von denen Bruder immer zu erzählen weiß, wobei er alles so bis ins Einzelne schildert, als ob er's alles selber erlebt hätte, können sie sich nicht messen. Und dann, was kann Bruder nicht alles machen! Er macht alles, rein alles. Er sagt, er könne auch Luftschiffe machen, und ich weiß, daß er's kann. Macht er doch Flinten, richtige Flinten, die da knallen, daß die Hühner auseinanderstieben und die Mariellen kreischen. Er würde noch viel mehr machen, er hat nur nicht genug Zeit, besonders jetzt, da er schon „groß" ist und nun auch Vaters Wirtschaft sozusagen auf dem Halse hat. Viel zu schade. — Nein, gegen Bruder kommt nicht bald wer auf, und ich sitze mit ihm ach so gerne auf dem Garbenfuder mit einem Strohhalm zwischen den Zähnen und mache an seiner Seite die wildesten Abenteuer durch im Kampfe mit Löwen und Tigern, Krokodilen und

Riesenschlangen, Negern und Indianern, Schnapphähnen und Räubern ....

Auch Vater spricht gern, wenn ich so bei ihm auf dem Fuder sitze. Aber wovon spricht er: von Regen und Wind, von Weizen und Gerste, von Spreu und Stroh, von schiefen und geraden Strohhaufen, und was weiß ich, was da noch alles ist. Davon zu sprechen ist doch so schrecklich überflüssig, wir sitzen ja in all dem mitten drin, und außerdem wird ja schon am Tische immer davon gesprochen. Nun auch noch auf dem Fuder davon zu sprechen, wo es sich doch so schön von ferneren und schöneren Dingen träumen läßt — nein, das kann ich nicht verstehen. Als ich einmal Vater mitten beim Aufreihen von all dem, was „wir beide heute noch zu tun hätten" mit der Frage unterbrach, ob so ein indianischer Tomahawk größer sei als unser Tischlerbeil, da wurde er plötzlich still, drehte sich erst nach mir um, schaute dann wieder nach den Pferden und schüttelte nur den Kopf. Er sprach schon auf der ganzen Fahrt nichts mehr. —

Ja, ich fahre lieber mit dem Bruder, er spricht nie von so nahen Dingen, nicht mal von Pferden.

— — — — — — — —

So bleibe ich denn zu Hause und will mich anderweitig für das verlorengegangene Vergnügen entschädigen. Eben schicke ich mich an, über die Straße zu schleichen. Da wohnen nämlich meine Freunde und Spielkameraden, der Griescha und der Kolja und der Nalia und der Fedja. Das sind alles Brüder, und ihr Vater ist der Dorfschmied Mikola, der auch mein Freund ist. Mit diesen meinen russischen Freunden spiele ich Ritter oder Indianer oder auch Räuber. Diese Spiele habe ich ihnen so nach und nach beigebracht. Ich bin aber noch nur bis zur halben Straße, da ruft es schon hinter mir her: Peterchen, Peterchen, wo willst du hin! — Also auch mit dem Ritterspiel wird es dieses Mal nichts. Ich mache langsam kehrt und ziehe zurück.

„Peterchen, komm mal mit, wir wollen das Schweinehock dicht machen, es ist da ein Brett beinahe los."

Vater hat immer etwas zurechtzumachen, und wer ihm dabei treu zur Seite steht, das ist Peterchen. Aber nicht aus freiem Willen. Gott bewahre. Aber Vater kann ohne mich auch einfach nichts tun. Immer muß ich dabei sein, etwas halten, etwas holen, etwas wegtragen, etwas aufräumen — immer flitzen. Ich liebe diese Arbeit nicht. Wenn es dann noch richtige Arbeit wäre, von der gesprochen würde, wie etwa vom Pferdetreiben beim Dreschen. Da heißt es doch wenigstens: Unser Peterchen muß dieses Jahr auch schon „auf der Maschine fahren". Das ist dann schon was, und man hat für all seine Leiden doch eine kleine Genugtuung, einen kleinen Lohn. Aber Bretter halten, wenn Vater sie absägt, oder alte Nägel ausziehen, das rechnet kein Mensch als Arbeit, und mir nimmt es aber meine schöne Zeit.

Da sitze ich denn nun beim Schweinestall platt auf der Erde, einen großen Zuschlaghammer zwischen den Knien, und klopfe halbverrostete Nägel gerade, die Vater aus dem Brett zieht, das die Schweine losgewühlt haben. Habe ich die Nägel erst gerade, dann reiche ich sie Vater zurück.

Immer sind es die ausgezogenen Nägel, die wir bei solchem Zurechtmachen wieder brauchen. Solange der Nagel beim Geradeklopfen nicht bricht, ist er wieder verwendbar. So haben wir es immer, Vater und ich, und das solle ich mir auch für später merken, wenn ich mal eine eigene Wirtschaft haben werde. — Ach Vater, ich eine Wirtschaft! — Ei wer wird denn wohl die holdselige Königstochter befreien, die dort auf

einer einsamen Insel von einem furchtbaren Drachen bewacht wird, wenn ich hier in einer Wirtschaft sitzen bleibe und verrostete Nägel gerade klopfe! — Es sind durchbrennerische Gedanken, die durch meinen Kopf gehen, während ich mir Blutblasen an meinen kleinen Fingern anklopfe und mir Vaters Lehrer an meinen Ohren vorbeigehen lasse.

Inzwischen hat sich das Brett an einem Ende soweit losgelöst, daß eine Oeffnung entsteht. Die Schweine, die in ihrem eingeengten Schweineleben zu jeder Abwechselung froh sind, haben schon eine Zeitlang interessiert durch die Ritzen geglotzt. Als sich jetzt eine Oeffnung zeigt, zwängen sie ihre neugierigen Rüssel in die entstandene Lücke und helfen kräftig mit, das Brett loszuducken. Sie quicken zwar verärgert, wenn Vater sie so nebenbei auf ihre Nasen klopft, aber ihre Hilfe wird trotzdem immer nachdrücklicher.

„Peterchen, spring mal ins Hock und jag sie zurück, sie gehen uns noch durch."

Ich werfe den Hammer hin, suche mir einen Stecken und steige auf den Zaun. Ehe ich abspringe, suche ich mir eine Stelle zwischen den Schweinen, wo ich landen kann. Dabei gewahre ich, daß ich gerade die Ecke vor mir habe, die die Schweine für gewisse Bedürfnisse benutzen. Denn auch Schweine sind in ihrer Weise sauber und halten gewisse Ordnung in ihrem Reich.

„Vater, es ist da gerade soviel Mist in der Ecke."

„Jung, das bißchen Mist, davon wirst du nicht krank werden."

„Nein, aber die Füße . . . . "

„Die streichst du dir nachher im Grase ab, und abends wäscht sie dir."

Das war es ja gerade. — Füße waschen. — Das läßt sich leicht sagen, aber tu jemand, der da acht Jahre alt ist, das mal jeden Abend. Dir ist gut reden, Vater, du trägst Schuhe und brauchst dir die Füße nur einmal in der Woche zu waschen, und wenn du sie wäschst, dann tust du es garnicht mal, dann tut Mutter es. Und das ist dann keine Kunst, sie rein zu kriegen. — Das alles sage ich aber nicht, ich denke es nur. Sowas Vater zu sagen, nein, das hätte ich nicht gewagt.

Och ja, Füße waschen! Ich will nicht sagen, daß mir die schwarzbeborkten Füße der Knechte gerade hübsch sehen, aber nicht allabendlich das mahnende „Peterchen, Füße waschen" hören zu müssen, und sich man grad so, wie man geht und steht, ins Bett fallen zu lassen, wie die „Russenjungen" es taten, das müßte doch herrlich sein. Fürwahr, auch im Leben der Knechte gab es Höhepunkte, um die sie ein Bauernsohn wohl beneiden konnte.

Ich spring also ab und patsch mitten in die breiige Schweinerei. Die dreckige Masse schlägt über meine Füßen zusammen und dringt auch zwischen die Zehen. Aber die Schweine lassen mir keine Zeit für Schadenberechnungen, ich muß meinen ganzen kleinen Mann stellen, um die Tiere von der gefährdeten Stelle fernzuhalten.

„So, jetzt kannst herauskommen, Peterchen, das Brett ist fest."

Die Arbeit war fertig, aber die Geschichte hatte doch ein Nachspiel.

Als die Fuder vom Felde kommen und die durstigen Pferde an den Tränktrog geführt werden, stecken sie zuerst begierig ihre Nasen ins Wasser, um sie dann aber hastigs zurückzuziehen. Vater und Bruder sind erstaunt. — Zu warm — sagen sie sich. Es werden einige Eimer frisches Wasser hinzugegossen und die Pferde dann noch einmal an den Halftern mit Gewalt herangezogen, wobei Bruder ihnen einladend zupfeift: Wieder dieselbe Geschichte: Eintau-

chen der Nasen, Kopfschütteln, Zurseitesehen. — Da tritt Bruder, der verschiedene Erfahrung mit Pferden und einen hellen Kopf hat, an den Trog und steckt seine eigene Nase ganz dicht ans Wasser, um sie dann ebenfalls rasch und gekraust zurückzunehmen.

„Sind die Schweine draußen gewesen?" wendet er sich an Vater.

Was da weiter gesprochen wurde, habe ich nie erfahren. Als die Rede erst auf Schweine kam, da wurde es auch in meinem Kopfe plötzlich helle. Ich verschwand hinter den Strohhaufen und verlor mich in den Garten; denn lügen mochte ich nicht, und die Wahrheit hätte mir schaden können. Gras ist gut für verschiedene Zwecke, aber daran die Füße von Schweinemist reinzustreichen — da kann man lange streichen, und wenn man's noch so oft zwischen den Zehen durchzieht, wenn nichts anderes, so bleibt aber immer der Gestank.

Den hatte ich im Tränktrog gelassen.

---

## Wäa es de Maun? | Von FRANZ GEELL

Wäa es dee Maun, soo schtel enn schlijht,
Soo enjibrent fom Sonilijht;
Dee Blitj soo rühijh, aoni Schtolt,
Dee Schteern soo haoyt aus Eytjiholt;
Dee Schulri breet, dee Aoyrm soo schtaoytj,
Dee Knaoykis schtiew, soo faußt daut Maoytj?
Hee haft tjeen Heim, tjeen Vaodalaunt,
Mot waundri blos fon Launt tao Launt;
Enn wan hee jleeft, hee set woa faußt,
Mot hee boolt wieda aoni Raußt.
Jaoa'r üt Jaoa'r en, soo lang hee läft,
Nao Fräd enn Leew hee bloos noch schträft.
Hee rädt nijh fäl, doch dentjt hee sea —
Enn wan'it mot — hee d e i t noch mea.
Hee halpt däm Brooda woo'r hee kaun,
Uk wan't am faoyki tjemt drepaun.
Dee Haunt taom Jäwi 's ema reed,
Wan Aorms enn Haoyt uk noch soo meed.
Hee tratjt soo maunjhi jlitji Faoa
Op sienim Launt met blankim Schaoa.
Schtreit goodi Saot em goodi Launt,
Brintjt Onkrüt wajh met sejhri Haunt.
Hee es enn blift sien'm Hauntwaoytj trü
Soo lang bot hee finjt sieni Rü.
Maunjh eena, dee febie deit gaoni
Kaun enn well am nijh feschtaoni.
Hee tjitjt nao ons met faußtim Moot,
Op wie am bliewi trü enn goot.
Doch saj wie nü, tjitj wie am aun:
„Daut es ons dietscha Men no — Maun!"

# Die Mennoniten in aller Welt

**Paraguay**

— Aus Fernheim schreibt man der „Warte“: Auf seiner Durchreise nach Bolivien besuchte Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg in Begleitung des Barons von Bodenhausen unsere Dörfer. In Karlsruhe wurde er festlich empfangen und gebeten, etliche Worte an die Bewohner zu richten, was er dann auch scheinbar gerne tat. Er erzählte manches von Deutschland und dann über seine Chacoeindrücke, wobei er unsere Selbständigkeit und Unabhängigkeit wie unsere wirtschaftliche Lage pries, unsern Fleiß rühmte und uns überhaupt viel Mut zusprach. Und den hatten wir gerade auch nötig; denn es hatte schon 5 Wochen nicht geregnet, und was 5 Wochen ohne Regen für einen Chacobauern bedeuten, kann man sich wohl denken. J. G.

— In einem Bericht an den „Boten“, in dem unter anderm auch einiges über die Weihnachtsfeier mitgeteilt wird, seufzt der Schreiber:

Ja, hier im Sonnenland ist vieles so ganz anders, als wir es von Rußland her gewöhnt waren: die Sonne steht am Mittag im Norden, die Kraftwagen fahren sich links aus dem Wege, bei den Pferden zieht man den linken Zügel, wenn man sie nach rechts lenken will, und — die Kerzen hängen nach unten infolge der großen Hitze.

— Aus Kolonie „Menno“ schreibt man an die „Steinbach Post“:

Die Deputation, welche nach dem Osten Paraguays auf die Landsuche zwecks einer neuen Ansiedlung gefahren war, kam vor einer Woche von dort zurück. Sie war nur bis Asuncion gewesen, wo sie zuvor bei der Regierung wegen der Sonderrechte vorsprach und offenen Landes wegen. Land zu Siedlungszwecken wurde ihr zwar in Aussicht gestellt, aber sonst sind die Mennoniten daselbst denselben Gesetzen unterworfen, wie die andern Einwohner.

— Dem „Menno-Blatt“, Fernheim, entnehmen wir:

Eine Baumwollentkernungsanlage wurde auf der letzten Asuncionreise unseres Oberschulzen angekauft. Es handelt sich um einen fast neuen Stuhl mit 80 Sägen (nur 60 Tonnen Faser sind damit entkernt), einer Presse für seemäßige Verpackung, Sauger, Elevator, Transmissionen und Riemen. Eine große Sorge haben wir nun noch um eine neue Betriebskraft, da unser Dampfkessel schon stark abgenutzt ist.

Der größte Teil der Maschinerie ist bereits von der Station herangefahren. Nun wird mit dem Bau des Schuppens begonnen, der durch Arbeitsleistung von allen Wirtschaften der Kolonie errichtet wird. Die Stämme liegen schon beim Sägewerk.

— Nach einer statistischen Tabelle im „Mennoblatt“ beziffert sich die Gesamtseelenzahl der Fernheimer Kolonie zum 1. Januar 1936 auf 2125, davon sind 1078 männliche und 1047 weibliche Personen. Die Gesamtseelenzahl in der Kolonie Menno beträgt 1688.

Auf die 16 Dorfschulen und einer Zentralschule der Kol. Fernheim kommen schulpflichtige Kinder (210 Knaben und 170 Mädchen), zusammen 380 Schüler. Das Schuljahr für die Dorfschule enthält 7 Monate. Der Besuch der Dorfschule ist für die

Kinder im Alter von 7 — 13 Jahren obligatorisch.

**Brasilien**

— Aus dem Berichte des Vorstandes der „Landwirtschaftlichen Genossenschaft Witmarsum", die den größeren Teil der Siedler umschließt, an die Mitgliederversammlung geben wir folgendes wieder:

Unsere Filiale auf dem Stoltzplateau haben wir zu Grabe tragen müssen. Bis Neujahr 1935 hat sie immer ganz gut gewirtschaftet, aber das Jahr 1935 ist für sie zum Verhängnis geworden. Die Hälfte der Siedler ist verzogen, ein weiteres Viertel ist sprungbereit und das übrigbleibende Viertel zu schwach, die Unternehmungen gewinnbringend zu exploitieren. Wir haben daher auf der diesjährigen Generalversammlung auf dem Stoltzplateau die Stillegung aller Unternehmungen daselbst beschlossen.

Der kleinere Teil, vielleicht höchstens ein Drittel, wird vorläufig sitzen bleiben, während der größere Teil nach Curityba gegangen ist und noch geht und gehen wird.

— Ein Obstgärtner in Witmarsum schreibt an die „Brücke" unter anderm: „.... Es gedeihen hier (also in Witmarsum) die Apfelsinen, Citronen, Birnen, Feigen, Quitten, Aepfel, Weintrauben und vom Steinobst — Pfirsiche, Pflaumen, Kirschen und Mispeln (brasilianische Pflaume). Am besten scheint sich der Pfirsichbaum dem Boden anzupassen . ." — „.... Aus diesem unvollkommenen Bericht ist wohl soviel herauszufinden, daß der Obstbau hier nicht nur möglich, sondern auch empfehlenswert ist."

**Deutschland**

— Da man auch unter den Mennoniten für Ahnenforschung Interesse zu zeigen beginnt, bringen wir im folgenden eine Bekanntmachung aus den „Mennonitischen Blättern". Sie lautet: „Ahnenforscher! Um Euch bei der Erforschung Eurer Ahnen zu helfen, ist eine Sammelstelle für Eure Ahnenlisten geschaffen worden. Sie beruht auf der Voraussetzung, daß bei der starken Versippung der Mennoniten in nicht ferner Vergangenheit gemeinsame Ahnen für viele auftauchen, und auf dem Gedanken, durch die schon erforschten Namen des einen dem andern zu helfen. Die Auskunft erfolgt vollkommen kostenlos. Rückporto beifügen. Schickt also Eure Ahnenlisten an die Zentralstelle für mennonitische Ahnenlisten in der Gesellschaft für Familienforschung — Danzig — zu Händen Fritz von Bergen — Frankenau Post Gutfeld i. Ostpr."

— Ebenfalls aus den „Mennonitischen Blättern" drucken wir aus der Abteilung „Bücherbesprechung" ab: Das mennonitische Adreßbuch ist im Erscheinen begriffen. Es enthält die Familiennamen der meisten deutschen Mennoniten - Gemeinden, ihren Wohnsitz, ihr Berufsleben, ihre Kinderzahl mit Vornamen. Wir werden dadurch genau bekannt mit dem Stand unserer Gemeinden, was geeignet ist, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu stärken. Wie not tut uns dies besonders in der gegenwärtigen Zeit! Möge daraus eine gute Frucht erwachsen! Der Preis des Buches stellt sich bis zum 1. Mai als Vorzugspreis auf 2.. — RM.., später auf 2.50 RM. Bestellungen nimmt entgegen: Chr. Neff, Weierhof — Post Marnheim.

— „Der Bote", Rosthern: Die Can. Menn. Board of Col. hat die Nachricht erhalten, daß Prof. B. H. Unruh in Karlsruhe schwer krank darniederliegt. Sein Zustand war sehr besorgniserregend, doch jetzt bessert sich sein Befinden allmählich. Die Aerzte haben angeordnet, daß er wenigstens noch 4 Wochen im Bette zu-

bringen soll. Die Krankheit ist hochgradige Blutarmut.

U. S. A.

— Im „Bundesboten" lesen wir: Goshen College, Indiana, hat in 1934 eine Hemden-Fabrik eingerichtet, um so würdigen bedürftigen Studenten es zu ermöglichen ihr Schulgeld zu verdienen, wie O. O. Miller im Gospel Herald schreibt. Im ersten Jahr gab die Fabrik etwa 20 Studenten Verdienstgelegenheit, und es wurden 13,000 Arbeitshemden gemacht. Jetzt werden wöchentlich etwa 35 Dutzend fertiggestellt und man sucht Absatz unter Glaubensgenossen zu finden.

— An anderer Stelle wird im „Bundesboten" bekannt gemacht: Es ist nicht zu früh, jetzt schon bekannt zu machen, daß nächsthin, vom 9. bis 19. Juni, zu Bethel College bei Newton, Kansas, ein Institut für internationale Beziehungen abgehalten werden soll. Die Anordnung dazu ging aus vom „American Friends Service Committee", „The Kansas Yearly Meeting of Friends", „The Congregational Christian Council for Social Action", dem Friedenskomitee der Allgemeinen Konferenz der Mennoniten und von Bethel College als Gastgeber. Es wird von Universitäts- und College Präsidenten, von U. S. Senatoren, von leitenden Predigern der verschiedenen Denominationen, Geschäftsmännern und andern angesehenen Personen befördert und verbürgt.

— Der „Herold" weiß zu berichten, daß von der Stadt Yoder, Kansas, mehrere Familien der Amischen Mennoniten ihre Heimat verlassen, um sich in Fairbanks, Iowa niederzulassen.

„Ursache ihres Weggehens ist Oel, welches man scheinbar auf ihrem Lande entdeckt hat. Sie halten fest an einer einfachen Lebensweise. Automobil und Traktoren, Radios und Knöpfe haben bei ihnen noch nicht Eingang gefunden. Hacken und Oesen dienen an den Kleidern bei Männern und Frauen anstatt Knöpfe und Knopflöcher. Der Gründer dieser mennonitischen Gemeinschaft war der Schweizer Jacob Amman. Es gibt Amische Mennoniten in Amerika, Deutschland und Frankreich. Amman tat seine Gegner in den Bann und sie üben heute auch noch strenge Gemeindezucht. Sie bekämpfen sehr schroff jegliche Mode.

— „Der Herold„: Prof. Silas Hertzler, Goshen College, Goshen, Ind., hat seit dem Schuljahr 1928 — 29 eine Statistik von der Zahl der Studenten in den verschiedenen mennonitischen Schulen geführt. Sein diesjähriger Bericht ist von sechszehn Schulen. Die gesamte Schülerzahl ist in diesem Jahr größer als in irgend einem Jahr seit 1928. Dieser Bericht ergibt, daß in diesem Jahr 227 Studenten mehr als in irgend einem vorherigen Bericht angegeben sind. Die totale mennonitische Studentenzahl ist, aus zehn verschiedenen Gemeinschaften, 1742. Es hat 126 mehr weibliche als männliche Studenten. Es sind 530 Studenten auf mennonitischen Schulen die nicht Mennoniten sind. Die Studenten kommen aus 39 Staaten und aus dem Auslande.

— Dem „Bundesboten" entnehmen wir: „Schon längere Zeit haben wir gewundert, wo wohl Alvin J. Miller, der einstige Leiter der Hilfsarbeit in Rußland in den Hungerjahren sein möchte. Nun sehen wir eben, daß er im „Federal Council Bulletin", New York, sich anzeigt als „Educator Social Welfare Worker, Traveler", der 5 Jahre in Moskau gewohnt und dort mit allen Klassen in Berührung gekommen ist und nun bereit ist englische Vorträge zu halten über „Christus oder Caesar; Tod der Religion;

Von Lenin auf Stalin; Kollektivfarmerei, u. s. w."

**Holland**

— Aus Holland schreibt man der „Warte": Allgemeiner Kongreß für Mennoniten 1936. Obschon das Programm für diesen Kangreß bereits in den meisten mennonitischen Blättern veröffentlicht war, war es immer noch fraglich, ob diese Konferenz überhaupt stattfinden könne. Alle Schwierigkeiten aber scheinen nun aus dem Wege geräumt zu sein; denn soeben erhalte ich vom Sekretär der Algemeene Doopsgesinde Societeit in Amsterdam Nachricht, daß auf ihrer Tagung am 2. April endgültig das Abhalten der Konferenz beschlossen wurde. J. Th.

# Verschiedenes

Von der Schriftleitung:

Das Gedicht „Frühlingslust“ auf Seite 112 ist nicht von G. Görz, sondern H. Görz.

Aus Palästina schreibt uns Herr Jakob Görzen (vom Kuban, Rußland), daß er im Juni 1934 die U.S.S.R. verlassen habe. Gegenwärtig hat er die Einreiseerlaubnis nach Palästina für seine Tochter und Schwiegersohn mit Kindern erhalten und hofft, daß sie davon Gebrauch werden machen können. Herr Görzen grüßt alle „die sich unser erinnern.“